

Name:	ZS Nr.	Bd.	Vermerk:
Wostall-Misselwitz, Nina	3138	I	
katalogisiert Seite: 1 - 19 Sachkatalog: Preußen XIII - 6c Kirche V - Zeugen Jehovas Juden III - Arbeitseinsatz Zusammenbruch IV - 3 Sipo u. SD IV - 1  Auslandsdeutschum - 4 - CSSR CSSR -8 CSSR -1	Personen: Wostall-Misselwitz, Nina		
katalogisiert Seite: Sachkatalog:	Personen:		
katalogisiert Seite: Sachkatalog:	Personen:		
katalogisiert Seite: Sachkatalog:	Personen:		

Als der Krieg zu Ende ging.

25-3738-2

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Abz. 6237/8A	Post. 25 3738
Rep.	Kot. Sa

Immer bekümmert hörten wir im Rundfunk die beschönigten Rückzugsmeldungen und die Weisungen, dass alle Volksdeutschen aus unserem gefährdeten Kohlenrevier sich nach Österreich abzusetzen hätten. Was tun? Hier bleiben oder sich ins Ungewisse <sup>flüchten?</sup> Mein Mann, Apotheker gerade in jenem Zipfel Schlesiens, der seit 6 Jahren, genauer: seit dem Polenkrieg zu Oberschlesien gehörte und als Olsland in die Geschichte eingegangen ist, durfte seinen Posten nicht verlassen, erstens als Apothekenbesitzer, zweitens als Volksturmman. Als aber das Radio auch noch die Pimpfe einziehen liess, gab es für mich kein Zögern mehr. Bei uns weilte seit einiger Zeit ein ~~vierzehnjähriger~~ Neffe aus Hindenburg, er und mein gleichfalls vierzehnjähriger Junge sollten dieser Narretei entzogen werden. Wir hatten am Fusse der Beskiden, unweit von Jablunkau eine Bleibe, ein Landhaus nach den Eltern, das als Wochenend- und Ferienhaus der nächsten Familie diente. Dahin wollte ich mit den Buben und sie so dem Blickfeld unserer ~~nächsten~~ Umgebung entziehen. Auch wusste ich in den Bergen befreundete Gerale, die uns über die schlimmsten Zeiten helfen würden. So rückten wir mit 7 oder 8 grossen Keffern und Rucksäcken aus, nicht leichten Herzens, denn mein Mann und die älteste Tochter blieben zurück, die Laborantin im Krankenhaus war. Ausserdem hatte sie dort ihren Verlobten als Stationsarzt, ~~wah~~ sie sollten in den nächsten Wochen heiraten. In Jablunkau angekommen, holte mein Mann einen kleinen Handwagen von unsern Verwandten und erfuhr dort, dass unsere Villa besetzt sei. Näheres wusste niemand. Als wir ankamen, es war schon dämmerig, sahen wir einige Zimmer im Unterstock erleuchtet und Soldaten ~~aufwärtsabwärts~~ hin und her gehen. Mein Mann war mit dem Wagen noch unterwegs, während ich schon eintrat und den Anwesenden erklärte, dass dieses Haus Privateigentum wäre und nur wir darüber zu verfügen hätten. Ich wäre jetzt mit meinen Kindern gekommen, um hier eine Zeitlang zu wohnen und sei höchst verwundert, eine Einquartierung zu finden, Es sei unser Wochenendhaus, das wir immerzu benützten und, -, wie ich sehe, haben Sie unsere Schlafzimmer als Kanzlei und die andern Räume des Parterres auch für Ihre Zwecke beschlagnahmt. Das ist wider die Zusage des Herrn Bürgermeisters, der uns das Haus frei zu halten versprach. Hinter unserem Esstisch

der jetzt zum Schreibtisch umgewandelt war, erhob sich breitspurig ein Mann von einigen vierzig Jahren, er kann aber auch ein Enddreissiger gewesen sein, in Uniform, musterte mich flüchtig und sagte: „Hier ist jetzt ~~die~~ der Sd. eingquartiert.“ „Das geht nicht,“ widersprach ich ihm, „ich sagte Ihnen schon, dass es ein Privathaus sei, suchen Sie sich bitte ein Behördenlokal für Ihre Soldaten aus. Der Mann sah, dass ich keine Ahnung von seiner Machtbefugnis hatte und herrschte mich darauf in barschem Tone an: „Ich habe Ihnen bereits gesagt, dass hier der Sicherheitsdienst smtiert, da haben Sie gar nichts hereinzureden. Sind Sie überhaupt eine Deutsche, dann scheeren Sie sich gefälligst nach Österreich, wie es im Rundfunk durchgegeben wurde, ~~manstixkassexixkxix~~ und wenn Sie widerspenstig sind, lasse ich Sie verhaften. Inzwischen kam mein Mann mit dem Handwagen an. ~~und~~ Er musste vom Sicherheitsdienst mehr Ahnung wie ich gehabt haben, denn er einigte sich auf einen Kompromiss, indem er höflich frag, ob denn die ganze  $\frac{1}{2}$  Villa besetzt sei und ~~wenn nicht~~, <sup>ob nicht</sup> doch im ersten Stockwerk noch die Möglichkeit einer Unterkunft für uns ~~bestünde~~ bestünde. Er möchte seine Familie ~~damit~~ lieber erreichbar wissen, da er in O. festsitzen müsse, sowohl als ~~Apotheker~~ <sup>nurmehr</sup> einziger Apotheker, da die andern schon geflüchtet wären, als auch als Volkssturmann, wenn das Kohlenrevier verteidigt werden müsse, -sicher würden sich in den nächsten Tagen die Missverständnisse klären, -nur jetzt, bei hereinbrechender Dunkelheit, könne man nicht mit dem Gepäck irgendwo herumziehen und dass ich ahnungslos diese Dienststelle mit einer militärischen Besetzung verwechselt hätte. Der Obersturmführer, wie sich später herausstellte, liess sich beruhigen und uns das obere Stockwerk beziehen. So waren wir erst mal da. Mein Mann musste am nächsten Tag wieder in seine Apotheke zurück und ich holte in der Stadt, was an Lebensmitteln für uns wichtig war. Als wir heimkehrten, -siehe da, -erwartete uns eine freudige Überraschung. Ein Vetter, der in Karpathenrussland <sup>vor dem Kriege</sup> bei der Forstdirektion in Jasina beamtet war, musste jetzt in seiner Eigenschaft als Förster der Rückzugsbewegung des Heeres folgen und war für die Holzlieferungen beim Brückenschlagen und Ähnlichem zuständig. Sein Wohnsitz () <sup>selbst</sup> war an der slovakischen Grenze in Čadča, einem kleinen Ort, der von Jablunkau höchstens eine Bahnstunde entfernt lag. Er war dienstlich in der

in der Stadt gewesen und hatte dabei von unserer Ankunft erfahren. Das war nun eine grosse, unverhoffte Beruhigung, nach unserem bedrückenden Einzug. Der Vetter war schon einige Zeit in Cadca, wohnte in einem ehemaligen Schlösschen und hätte uns am liebsten mitgenommen. Da fiel mir aber eine andere Lösung ein, denn ich wollte ja die Verbindung zu meinen Lieben im Kohlenrevier nicht aufgeben und Cadca lag hinter einem Sperrgürtel von Militär, es wurden nur in dringenden Fällen Passierscheine ausgegeben. „Wie wärs, Franz“ frug ich den Vetter, „wenn du mir wenigstens unsern Jungen, den Robert mitnehmen würdest? Ich bin so voller Angst, dass sie mir den Buben, den hier alle kennen, zuletzt doch noch zu dem Pimpfen abschleppen. Beim Guide, ~~XXXX~~ der hier unbekannt ist, hab ich weniger Sorge. Im schlimmsten Fall bring ich ihn zu den Geralen in die Berge. „Gemacht, Nina“ erwiderte der Vetter, der zu jener hilfreichen und verlässlichen Menschenart gehörte, die überall zupacken und nicht lange herumreden. „der Robert kommt mit mir, wir werden schon prächtig zusammen hausen.“ Wir besprachen auch, dass ich ~~mir~~ ihn bald besuchen käme, wenn nur ein Grenzschein zu erhalten sein würde. Schon der dort leichter <sup>aufzutreibenden</sup> ~~zu beschaffen~~ Lebensmittel wegen. Der Vetter versprach mir noch, Brennmaterial zu beschaffen, denn in jenen Tagen war alles schwierig und ich hatte bald den kleinen Vorrat aufgebraucht. Die unfreiwillige Einquartierung hatte genommen, was sie fand. So gab ich dem Franz einen von den beiden gefährdeten Jungen ~~mit~~ erleichterten Herzens mit.

Glücklicherweise waren diese Märztage nicht mehr so rauh wie die verangegangenen, denn ich entsinne mich, dass ich mit blossen Kopf ~~mit~~ die Obstbäume im Garten besah und die Stachelbeersträucher mit Bast hochband. Dabei bemerkte ich, dass mir einige unserer jetzigen Hausinsassen zusahen. Wenn ich ihnen im Hause begegnete und sie grüssten, dankte ich, kümmerte mich aber nicht weiter um sie. In meiner ebenerdig gelegenen Küche war ich in dieser Zeit nur einmal um welche Geschirre, als ich aber einen Wandschrank öffnete, in dem sonst Besen hingen, prallte ich erschrecken zurück, denn da lehnte eine Maschinenpistole, die ganze Breite des Wandschranks füllend. Die zwei Wacheoldaten, wie ich sie bei mir nannte, denn ich kannte ihre Bezeichnungen und Chargen nicht, bemerkten mein Erschrecken,

zuckten die Achseln, setzten aber gleichmütig ihr Gespräch fort. Sie schienen mir gegen ihren Vergesetzten aufsässig und nahmen sich kein Blatt vor den Mund, denn ich hörte sie sagen: „---soll er sich doch die Sch... selber machen“ und auch von „einfach abhauen“ war die Rede. Sie waren Ältere, einfache Familienväter, die irgendwie in diesen Verein gepresst waren und hatten nichts anderes im Sinn als heim. Ruhe, Frieden, das waren so ihre Themen, die ich ungewollt hörte, wenn der Vergesetzte nicht im Hause war. Vor mir, der gänzlich Ahnungslos, nahmen sie sich nicht in Acht. „Es wird nicht lange mehr dauern, dann sind Sie uns los“ sagte mir einer von ihnen eines Tages. Der Obersturmführer aber schien nicht gleicher Meinung zu sein. Ich ging ihm wo ich konnte aus dem Wege und war mit Guido viel unterwegs. Aber es war nicht zu vermeiden, dass er mich sah, wenn ich im Garten arbeitete. Als ich <sup>einmal</sup> nachher ins Haus trat, kam er mir entgegen und sagte: „Wollen wir nicht Frieden schliessen, -ich hab Sie damals so hart angefahren.“ Ich antwortete: „Sie stören uns nicht weiter, wir kommen da oben ganz gut zurecht.“ In der oberen Etage hatte die Schwester meines Mannes ihre Ferienwohnung und diese war ebense völlig für mehrere Personen eingerichtet wie die untere. Der Obersturmführer aber gab sich damit noch nicht zufrieden, „Bitte, treten Sie ein, darauf müssen wir ein Gläschen trinken, ich habe seeben aus Cadca einen Likör mitgebracht, den können wir gleich einweihen.“ „Cadca? Hatte er nicht Cadca gesagt, vielleicht konnte ich durch ihn einen Übertrittschein bekommen? Ich musste unbedingt den Franz sprechen, es gab Dinge, die man keinem Brief anvertrauen konnte, dazu war die Zeit zu gefährlich und der Inhalt zu heikel. Wir hatten nämlich mit Guido eine schreckliche Entdeckung gemacht. Da war jetzt schon einige Male in der Nacht, gerade unter unserem Schlafzimmer, ein ~~Lärm~~ Lärmen, Anschreien, Kommandostimmen und entsetzliches Jammern angegangen, dass wir mit Guido leise aus dem Bett stiegen und sowohl an der Tür lauschten, als auch das Ohr an den Fussboden legten. Es schien da unten Verhöre zu geben und einige Ausrufe in böhnischer Sprache zeigten, dass <sup>hier</sup> unsere Gerale angeschleppt wurden. Was sie verbrochen hatten? Weiss Gott, schwarz geschlachtet vielleicht oder die Samogenka, den Kernschnaps heimlich gebraut. Aber dann, als sie abgeführt wurden, erschollen bald darauf im nahen Wäldchen Schüsse, -tak-tak-tak, -um Gotteswillen, das war sicher die Maschinengewehrpiestele aus un-

serer Küche! So stand es also um das „antieren“. Unsere Villa war eine Mördergrube geworden. Daher rückten die Leute in der Stadt so von mir ab. Es musste also etwas durchgesickert sein? Und ich lebte ahnungslos mit solchen Leuten unter einem Dach. Wen konnte ich fragen? Mit wem konnte ich mich beraten? Wohl hatte ich Verwandte in der Stadt, aber die waren teils zu alt, teils zu ängstlich, teils hätten sie es gar nicht verstanden, was wusste man schon von solchen Totschlägerverbänden. Ich konnte nur mit Franz darüber reden, also musste ich den Obersturnaführer bitten, mir so einen Übertrittschein zu verschaffen. Als ich ihn darum ersuchte, sagte er: „Wir fahren fast jeden Nachmittag über die Grenze in einem Jagdwagen, wenn Sie mitkommen wollen, können Sie mit uns ohne Bewilligung welcher Militärstellen herüberkommen. Wir bleiben einige Stunden dort und Sie können wieder mit uns zurückfahren ~~Kommen~~ und sich in der Zwischenzeit ihre persönlichen Angelegenheiten erledigen.“ Ich gab Familienangelegenheiten als dringenden Grund meiner Reise an und das war nicht gelegen.

Das Schlüsschen war bald gefunden und Robert war sehr glücklich über meine Ankunft. Er hatte sich dort prächtig eingewöhnt und es fehlte ihm ~~was~~ an nichts. Der Vetter Franz verstand es gut mit solchen Burschen, hatte er doch selber daheim einen fast gleichaltrigen. Ich musste den Marderzwinger beschnitten und anderes mehr, aber ich erwartete doch voller Ungeduld den Franz, der noch irgendwo ausserhalb zu tun hatte. Es war ein Zufall, dass Robert nicht mit ihm fort war, denn sie kutschierten andauernd mit den zwei weisen Lippizenern herum, die Franz aus Karpatherussland vor seine Kutsche gespannt hatte. Mir ist heute, nach Jahren, noch erinnerlich, dass ich bei diesem Besuch aus innerer Unruhe viel auf und ab gegangen bin, als Franz und ich die nunmehrige Lage besprachen. Er wollte wieder, wie schon bei seinem Besuch in Jablunkau, dass ich die Villa verlasse und zu ihm übersiedle. Wir gingen zum Pfarrer, den er bereits gut kannte und ich erzählte diesen <sup>von</sup> meinen Beobachtungen und meiner Bedrückung. Wir sprachen auch über die allgemeine Kriegslage, die trestlos war und militärische Bewegungen über den Jablunkapass wahrscheinlich machten. Wo war ich nun mit den zwei Jungen sicherer? Würden meine Hausinsassen abziehen, wie es die beiden Ordenanzen <sup>angebündelt</sup> ~~verbündelt~~ hatten? So viel ich aus den Gesprächen mit dem Obersturnaführer ent-

nahm, wollten sie heute tüchtig einkaufen, Spirituosen vor allem. Um irgend eine Festivität ging es, wahrscheinlich in unserer Villa. Irgendwer in der Verwandtschaft hat keine Bemerkung fallen lassen, dass dort auch Mädchen erschienen waren und man „Orgien“ gefeiert hatte. Ich hab das nicht ernst genommen und gedacht: was die „Jasche“ alles wissen! Jasche nennt man die Jablunkauer seit altersher, sie sollen von den Jazigen abstammen, den Azigen das heißt <sup>Menschen</sup> aus Asien. Und in einer so kleinen Stadt wachsen die Gerüchte auf den Blüten. Ich hatte jedenfalls weder Mädchen kommen, noch Feste feiern sehen.

Aber jetzt erinnerte ich mich an dieses Gerücht. Dem Cadeaer Pfarrer hatte ich auch erzählt, dass wir viele Medikamente aus unserer Apotheke verlagert hatten, da man ja nicht wusste, ob Kriegshandlungen in Orlau, unserem Stadtwehnsitz erfolgen würden und man später einmal mit Null anfangen müsste. Auch, dass ich selber Pharmazeutin sei und mit ihnen umzugehen wüsste. „Kommen Sie zu uns, sagte der Geistliche, bringen Sie einen Kasten guter Arzneimittel mit, ich werde Sie zu schützen wissen. Hier haben Sie nichts zu befürchten.“

So verließ ich getröstet das Pfarrhaus und war entschlossen, wenn es gefährlich schiene, Franz bei seiner Dienststelle anzurufen, der mich mit Guide dann abgeholt hätte. Meine einzigen Bedenken waren dabei nur, dass Franz mit der Absatzbewegung des Heeres selber mit müsste und dann stand ich allein unter ganz fremden Leuten hinter einer Grenze. Welche Entschlüsse würde ich nun fassen? Wie ich wieder im Jagdgen sass und die etwas angeheiterten Insassen mit ihren groben Witzten lärmten hörte, hatte ich nicht den Eindruck, dass sie <sup>bald</sup> abziehen würden und die ganze ungewisse Situation legte sich mir beklemmend auf die Brust.

Wir saßen am Abend mit Guide beim Tee, den ich soeben aufgebracht hatte und ich berichtete ihm die Erlebnisse des Tages, als es kurz klopfte und der Oberreturmeführer ins Zimmer trat, „Ich bin so allein, sagte er, und da dachte ich mir, kuckst mal herein.“ Die andern Dienststellen-Untergebenen waren wahrscheinlich nach ihren andern Quartieren gegangen. Ich wusste bisher gar nicht, wer hier wohnte und wer hier nur Dienst machte. Was sollte ich anderes sagen als: „bitte nehmen Sie Platz und darf ich Ihnen einen Tee anbieten,“ da er mich doch <sup>am</sup> Nachmittag nach Cadea gefahren hatte. Aber mir

dabei unbehaglich, weil ich seine Alkohelfahne spürte. Doch er wollte reden nur reden, das merkte ich gleich. Nicht zuhören. Ich frag ihn höflich nach seiner Familie. Er schien Sachse zu sein oder sagte er es? Er wollte mir mit etwas imponieren, auch das merkte ich. Gewiss bewirkte das der Alkohol. Er prahlte mit seiner Stellung, mit seinen Verdiensten. Zuletzt wäre er in Auschwitz gewesen, in leitender ~~Position~~. Position, auch von Kattowitz erzählte er. Das alles stossweise, wie von unsichtbarer Hand gepeitscht. Ja, solche Stellungen wie er gehabt habe, das bekäme nicht ein Irgendwer, da müsste einer schon ein ganzer Kerl gewesen sein, und solche Verdienste wie er, das sollte ihm erst wer nachmachen. „So,“ sagte ich zuhörend, waren Sie an der Front? „Man ist überall an der Front und hart am Feind, ob in Tuchfühlung mit den Kanonen oder gegen den inneren Feind <sup>eingesetzt</sup> setzt.“ „Ja, davon verstehe ich freilich nichts“ sagte ich, mein Wirkungskreis ist ein so ganz anderer, ich hab immer nur in der Apotheke und im Haus gearbeitet. Das Kriegführen ist Männersache. Ob er überhaupt meine Einwürfe ~~an~~ anhörte? Ihm war nur wichtig, selber zu reden. Die Verdienste, das war jetzt sein Thema. Dass er es war, der die ganzen Zeugen Jehovas mit einem Schlag ans Messer geliefert hatte. Ob ich weiss, was das ist?“ „Nein,“ ich wusste nicht einmal wer die waren. Meinte er damit die Juden und nannte sie Zeugen Jehovas in abschätziger Bedeutung? Aber ich wartete, dass er mir das erklärte und, bald erfuhr ich es aus seiner Erzählung. Ja, dazu bin ich selber einer geworden.“ „Wie, ein Jude?“ platzte ich nun erstaunt dazwischen? Nun erst merkte er, dass er mich doch aufklären müsse, wer diese Menschen <sup>sien</sup> ~~waren~~ Kriegsverweigerer, Schädlinge, Zersetzer des Patriotismus, es war eine ganze Skala, eingedroschener Phrasen, die er geläufig herunterspulte, eine Sekte, müssen Sie wissen, Feinde des nationalen Gedankens, mithin Feinde Hitlers, die man mit Stumpf und Stiel ausrotten müsse. Er wäre direkt Himmler unterstellt gewesen, keiner hätte ihm drein zu reden gehabt, auf dessen Geheiss sei er in Holland als Prediger ausgebildet worden. Ihm könne niemand mit der Bibel kommen, die kenne er aus dem ff. Dann wäre er als Bischof nach Deutschland gekommen, ich glaube er sagte Dresden. Damit hätte er die Listen aus Sachsen in die Hand bekommen. Und durch seine neuen Verbindungen, die aller andern Gauen. Als er die

gehabt hatte, 4



war es ganz einfach zuzuschlagen. Alle seien in die Konzentrationslager  
 gekommen. Er nannte mir phantastisch hohe Zahlen. Ich konnte nicht glauben,  
 dass es so viele Sektierer gäbe. Aber was wussten wir schon in unserem be-  
 grenzten Umkreis, ~~was wir davon wussten~~ davon? Mir lief es kalt über  
 den Rücken. Und dieser Unmensch sitzt hier an deinem Tisch und prahlt noch  
 mit solcher Heldentat, und denkt, weiss wie er mir damit imponiert. Und da  
 er schon im Erzählen ist, packt er noch weiter aus, dass seine nächste  
<sup>gewesen</sup> Aufgabe <sup>Hitlers</sup> (war, dem Patriarchen von Kiew im Namen ~~Hitlers~~ einen Wagen  
 voller Heiligenbilder zu bringen - ein Geschäft - müssen Sie wissen, damit  
 seine Popen nicht gegen Hitler Propaganda machen. Auch dieses habe er glän-  
 zend gelöst. Ja, nur solche verdienstvolle Leute können dann solche Vertrauen-  
 posten, wie die Dienststelle von Kattowitz besetzen oder gar Auschwitz. - Ausch-  
 witz, das war doch das Lager vor dem die polnischen Bauern in Podlasy an  
 der Sola ein Kreuz schlugen<sup>2</sup>; Frag nicht nach Auschwitz, hat mir ein alter  
 Freund aus meinen Kindertagen damals gesagt, als ich ihm erzählte, ich hätte  
 auf der Sola-Brücke gestanden und gesehn, wie junge Mädchen unter Soldaten-  
 aufsicht die Uferdammarbeiten, die doch schwerste Männerarbeit seien, aus-  
 führten, wie sie angeschrien wurden und, wenn eine zusammenbrach unter der  
 Last ihres Karrens, sofort wieder eine andre an ihre Stelle trat, dass sie  
 eine Anführerin aus ihren Reihen hatten, die sie mit einer Peitsche schlug.  
 Das waren für mich bitterste <sup>Eindrücke</sup> ~~Eindrücke~~. Ich dachte zuerst, dass es Straf-  
 gefangene wären, aber der Bauer sagte nur ein Wort: „Juden.“ — An das muss-  
 te ich jetzt denken! Ich zitterte, an die Judith musste ich denken, die den  
 Holofernes tötete. Ich glaube, ich hätte es auch gekonnt! Aber, nun ist der  
 Krieg bald aus, das Untier ist selber schon gehetzt, würde er sonst so unent-  
 wegt reden und reden? Vielleicht um seine Angst zu übertönen? Auf meine Fra-  
 ge, „-und was werden Sie machen, wenn der Krieg aus ist?“ zuckt er zuerst die  
 Achseln, dann sagt er: „Ich geh nach <sup>Nord</sup> Deutschland in die Wälder als Werwolf.“  
 Werwolf? Das gab es doch nur in der Eddasage, dachte ich und kann man das  
 so einfach? Ist das Räuber oder Totschläger werden? Ach, was werden, das ist  
 er doch schon als Professionist. Wie ihn nur mit Anstand jetzt wieder los  
 werden? Aber da kommt er auf den eigentlichen Zweck seines Besuches zu spre-

chen: er möchte eine kleine Feier veranstalten, denn sie müssten in Kürze schon Übermorgen-weiter. Morgen Abend wollten sie noch einmal recht lustig sein und ich wäre dazu eingeladen. „Dann auf morgen Abend,“ sagte ich, indem ich aufstand, „ich muss nämlich dem Guido noch welche Tabletten heraussuchen und etwas zum Gurgeln, <sup>machen</sup> der Bub hat Mandelentzündung und muss ins Bett, deshalb ist er auch heute nicht mitgefahren. Sie sehen ja, wie <sup>er</sup> fiebrig ist.“

So ging der Werwolf, nicht gern, aber er ging. Als er weg war, sagte ich zu Guido. Morgen fahren wir nach Hause und kommen erst wieder, bis die abgezogen sind. Das ist die einzige Möglichkeit diesen Tötern ~~zurückzukommen~~ und ihrer Einladung zu entkommen. Du nimmst den Rucksack auf den Kodel, dann sieht es so aus, als wollten wir in die Berge rodeln gehen und wir machen einen Hacken um den Wald und gehen hintenherum nach der Bahn. Den Kodel lassen wir in der Stadt beim Onkel Emil. Und du sagst auch dort keinen Ton, wohin wir wollen und was wir vorhaben.

„Mein Mann machte grosse Augen, als wir so plötzlich dastanden. Als ich ihm aber alles Verhergegangene erzählte, war er sehr froh über unsere Ankunft. Robert war ja beim Franz gut aufgehoben und nach drei Tagen würde ich wieder zurückfahren. Jetzt war sowieso keine direkte Gefahr, jeder hatte mit sich selbst so viel zu tun, dass man sich um die Andern nicht mehr kümmerte. In unserem Ort waren die Reichsdeutschen schon fort. Nur die Polizei war noch mit Leuten aus deutschen Gauen besetzt. Die einheimischen Volksdeutschen trafen sich heimlich zu Besprechungen, was man im Falle X tun würde. Ein jeder hatte so sein Privatrezept. Auch wir besuchten eine befreundete Ingenieursfamilie. Er war Betriebsleiter auf einem der grossen Dampfbrauer Schächte und ich war mit seiner Frau befreundet. Worüber wir uns unterhielten? Wie man am besten den unvermeidlichen Zusammenbruch überstehen wolle? Eigentlich nicht. Ich sagte nur, dass ich unsere Wertsachen, gemeint war Schmuck und Wertpapiere in die Berge zu einem ehemaligen Dienstmädchen gebracht hätte, die an einen Zöllner verheiratet war, aber sonst---ja, Wäsche und einige bessere Sachen hätte ich in die Villa genommen, -Erika würde heiraten, mein Mann würde sich mit meiner Arbeitskraft in der Apotheke behelfen, bis wieder Fachkräfte auftauchen.“

die M männlichen waren alle eingerückt und unsere Magistra war in den letzten Wochen zu ihren Eltern ins Mährische zurück, weil sie sich vor dem Zusammenbruch fürchtete. Kummer machte uns nur die Schule, in welche Robert weiter gehen sollte, denn er hatte nur deutsche Schulen besucht und die würde es nachher eine Zeit wohl nicht geben.... So harmlos dachten wir an die Folgezeit. Das nächste Mal sollten wir uns, arm, ausgeplündert als Parias im tschechischen Konzentrationslager treffen. Ohne den Rahmen einer gut bürgerlichen Häuslichkeit mit mehreren Diensthöten, die waren wir jetzt selber. Ja, wenn wir es so gehabt hätten, wie unsere Hausgehilfinnen! Zwei Schnitten Brot für den Tag, einen Topf schwarzen Mukifack, und mittags einen Schlag gedörrter Steckrüben, verfault und voller Maden, in Wasser gekocht, die sich noch im ehemaligen Russenlager vorfanden, ohne Mehl, ohne Fett. Dazu unermesslich schwere Arbeit an den vernichteten Bahnkörpern, Schuttaufräuser, Mübelschlepper, aus den eigenen Wohnungen für die Lagerkommandanten oder andere „Befehlshaber.“ waren wir geworden.

Als ich nach Jablunkau zurückkam, war der Spuk schon fort. Aber auch ich dachte nicht mehr ans Verweilen, man wusste nicht, was die nächsten Tage bringen würden, die Auflösung war eine allgemeine und ich wollte nur bei meinen Lieben sein, gleich, was immer geschähe. Das sagte ich auch dem Vetter Franz, der mit Robert und einem grossen Rucksack mit geräucherter Fleischwaren in diesen Hungerzeiten ein wahrer Schatz-eintref. Er hatte einen neuen, sehr verlockenden Plan bereit. Jene zwei Lippizaner mit seiner Kutsche, einen Haufen Matratzen und Bettzeug hatte er nach Cadez mitgebracht und wollte sich jetzt, dem Heerszug folgend, nach Deutschland absetzen. Und ich sollte die zwei Buben mitnehmen und mich in die Kutsche setzen, denn für das Kohlenrevier befürchtete man Schlimmes, Revanche der Unterdrückten, slavischen Einwohner gegenüber den noch zurückgebliebenen Deutschen. Wer konnte es ihnen verargen? Seit den letzten, miterlebten Praktiken musste es ja so kommen! Aber ich blieb fest. „Ist es uns bestimmt hier zu sterben, dann nur alle zusammen“ sagte ich, was soll ich in Deutschland als Fremde, ohne Geld, als unwillkommener Flüchtling? Hier bin ich zu Haus, hab ein Dach über dem Kopf und immerhin M Menschen, mit denen ich alle

Jahre zusammengelebt habe, die mich kennen und wissen, dass ich mich immer gleichbleibend zu ihnen verhalten habe. Das Gleiche sagte ich auch zu einem Freund unserer Familie, dem es gelang, mit einem eigenen Wagen sich westwärts abzusetzen und <sup>der</sup> uns mitnehmen wollte.

So packte ich das Nötigste aus der Villa zusammen und wir fuhren genau mit dem letzten Zuge, der noch verkehrte, wieder ins Kohlenrevier. Hinter uns war schon eine Maschine eingesetzt, welche die Bahnschwellen aufschlitzte und eine Rückkehr unmöglich machte.

Der arme Franz aber ist mit seiner prächtigen Kutsche gar nicht weit gekommen, wie er uns später erzählte. In Friedeck-Mistek bereits,

ca. IX eineinhalb Stunden von Ostrau entfernt, hat man ihn ~~bereits~~ gestoppt seines Gefährtes, aller Sachen und seiner Freiheit beraubt. Dert war schon der Teufel los. Die ganzen rückflutenden Heeresteile hatten sich zusammengeballt, die Ranghöchsten beschlagnahmten für ihre eigene Flucht, was ihnen unter die Hände kam und wer sich dagegen sträubte - jedenfalls, das Toben war vollständig. Dazu standen die Russen ante portas. In unserem Ort sollten wir es zwei Tage später selber erfahren.

Ende des ersten Teiles.

Nina Wobell.

Der Krieg war verloren, die deutsche Wehrmacht zersplittert, der Russe besetzte unser Gebiet, das im östlichen Teil der Tschechoslowakei, hart an der polnischen Grenze lag, dort, wo das berühmte Länderdreieck auf der Handkarte zu finden war. Wir gehörten zum Ostrau-Karwiner Kohlenrevier. Aber nach dem Polenfeldzug wurden wir zum oberschlesischen Kohlenrevier eingeteilt und waren somit 6 Jahre lang Oberschlesisch. Am 1. Mai 1945 war bei uns der Krieg beendet, das neue Leben begann.

Es gibt verschiedene Perspektiven, von denen aus man die Welt und die Geschehnisse betrachten kann. Wir Deutschen dieses Landes, seit Jahrhunderten erbeingsessen, sollten es bald erfahren. Die neue Perspektive lag am Boden. Nicht auf der guten, ewig gebefreudigen immer verzeihenden, milden Mutter Erde, die allen ihren Kindern barmherzig ist. Es gibt auch eine Erde, die unter der Last der vieltausend Schritte fühllos, die Strasse geworden ist, hart und unerbittlich und kein weiches Lager mehr für ein erschöpftes Hinsinken bietet. Und dieser, so gewandelten Erde, die kein Leben mehr kennt, ist auch der Tod gleichgültig. Von dieser Perspektive aus begann für uns das neue Leben.

Was sich von bewaffneten Polizisten noch in der Kirche verschanzt hatte, holten die Russen heraus. Ob es dabei blutig oder unblutig zuging, konnten wir in dem unaufhörlichen Knallen und Schissen nicht erfahren. Auf unserem Hofe lagen Gewehre verstreut. Ganze und halbe, soweit wir das aus dem Fenster sehen konnten, oder, wenn wir über den Hof zur Holzkammer mussten. In diesen Waiagen aber kochten wir kaum ein Essen oder wenn, so nur auf dem elektrischen Herd. Der Strom war uns glücklicherweise noch erhalten geblieben.

Guido, den vierzehnjährigen Neffen aus Hindenburg, der nicht slavisch konnte und Erika, unsere Achtzehnjährige, die in allerletzter Minute noch vor dem Einmarsch der Russen geheiratet hatte, versteckte ich auf unserem weitläufigen Speicher in einer abgelegenen Kammer, die aus diesem Grunde niemals, auch nicht zum Aufbewahren von Möbeln oder Vorräten benutzt wurde. In den zwei letzten Tagen aber war ich mit Guido und Robert, unserem ebenfalls vierzehnjährigen Jüngsten, Möbel schleppend in diese Kammer heraufgestiegen. Ja, sogar mit einem Ofen versah ich das Versteck, das überdies am Kamin lag und dort eine Öffnung für den Rauchfangkehrer besaß. Man konnte nicht wissen, was der Umsturz brachte, selbst wenn wir uns keiner auch nur annähernd eine Vorstellung, was uns bevorstand, machten. Wie recht ich mit diesem Versteck hatte, zeigte uns schon der Morgen

nach der Bestzung durch die Russen. Denn bei uns ging der Zirkus sogleich mit Feitschenknallen an. Die Tür flog auf, dahinter kamen die Akteure. Noch stand im Speisezimmer die unberührte Hochzeitstafel, standen Kuchen- und Backwerkschüsseln, standen Wein- und Sektflaschen mühsam gespart für diese Feier. Dazu hatte ich mein schönstes Seidendamasttuch aufgedeckt, bloss das Besteck war das gewöhnliche, denn alles Silber hatte ich in die Berge geflüchtet.

Das unerwartet schnelle Kriegsgeschehen hatte uns von der Trauung fort in den Luftschuttkeller getrieben, wo wir auf Kisten heckend, mit Brombeersaft, den ich irgendwie statt einer Weinflasche zu fessen kriegte, und mit Tee, der auf dem Kanonenöferl schnell bereitet war, den ersten Schreck herunterspülten. Dabei krachte das Artilleriefeuer beängstigend. Der Tag hatte schon allerhand Aufregungen gebracht. Als wir für das junge Paar ein Zimmer herrichteten, flog die neue Eisenbahnbrücke in die Luft und legte uns die Scherben des dreiteiligen Fensters geradewegs in die frisch überzogenen Betten. Auch der Fussboden war ganz mit Glassplittern besät. Dabei sollte die Trauung erst morgen stattfinden, doch zu Mittag waren die Brautleute gekommen und sagten, der Pfarrer meine, morgen wäre es schon zu spät, wir sollten heute um 16 Uhr zu ihm in die Kapelle kommen.

Die Strassen waren still, wie leergefegt, als wir die kurze Strecke zum Pfarrhaus zurücklegten. Der bestellte Organist war nicht erschienen, er sollte auch als Trauzeuge in der Eile dieser Trauung fungieren. Angeblich lag dieser Stadtteil schon unter Beschuss. Eine Klosterfrau war noch im Haushalt des Pfarrherrn. Diese wohnte der Trauung bei. Da fielen die ersten Schüsse. Schnell wechselten die Brautleute die Ringe, über die der Geistliche seinen Segen sprach. Dann nahm die Klosterfrau eilig dem Priester das Ornat ab und trug es in das nächste Zimmer, wo sie es in s Bett versteckte. Heim konnten wir nicht mehr. Trotzdem waren wir nicht sehr erregt, höchstens neugierig. Von unserer einheimischen Bevölkerung hatten wir nichts Böses zu befürchten. Die Apotheke war schon seit Generationen im Besitz der Familie und wir bei den Einwohnern beliebt. Im Laufe der Jahrhunderte war man auch durch verschiedene Heiraten mit den zwei slavischen Nationen versippt. Sobald die Schiesserei aufgehört hatte, würde man nach Hause gehen und die jetzt verzögerte Feier nachholen.

Aber da stürzten schon die ersten Russen in den Pfarrhof. Die ersten Verwundeten wurden hereingetragen. Der Schwiegersonn konnte gleich als Arzt die ersten Bauchschnisse verbinden. Es dauerte fast 3 Stunden, bis wir uns wieder nach Hause wagten. Wir sind in einer Lärmpause hintenherum durch die Gärten, über die Zäune hinweg nach

unserm Hof gelangt. Auch in den Gärten sah man überall fortgeworfene Gewehre. Wieder fing der Artilleriebeschuss an, aber er lag schon hinter dem Krankenhaus, das mit seiner Vorderfront uns gegenüber stand. Ich lief schnell noch in die Küche, packte in eine Tasche Brot und Braten, Teekanne und Tassen und was man in solcher Situation gerade zu fassen bekam, da ja jede Minute bedroht schien. Ich weiss noch, dass wir im Luftschutzraum den Braten mit einem Taschenmesser absäbelten, da ich auf Bestecke ganz vergessen hatte und den Tee mit Brombeersaft süssten. Ach, das war alles so egal. Wichtiger war die Frage: was weiter? Die übrigen Hausinsassen hatten sich für den Keller zur Nacht entschieden. Ich war dafür, in die Wohnung zu gehn. Es sollte unsere letzte Nacht ohne Besorgnis werden. Denn in dieser Nacht kannten wir noch keine Kontrollen, und keine anderen Aufregungen, die von da ab uns nicht mehr verliessen. Diese Nacht verbrachten wir noch alle gemeinsam in unserer Wohnung.

Das war die Vorgeschichte zu unserer Hochzeitstafel, vor der die Russen am nächsten Tage fast bestürzt standen. War das eine Falle? Was sonst? Sollten sie unter Vorspiegelung eines Festes etwa vergiftet werden? Während des Krieges hatten wir zur Aushilfe eine Maruschka aus Dniepropetrowsk. Unsere slavischen Kenntnisse hatten uns geholfen, ihr Russisch bald zu verstehen, wir konnten uns also verständigen. Ausserdem war mein Mann im ersten Weltkrieg 3 Jahre als Kriegsgefangener in Taschkent gewesen. Das kam uns jetzt zustatten. Als die Weinflaschen und der Sekt entkorrt wurden, dachte ich bei mir: gespenstisch! Eine Hochzeit ohne Brautpaar, eine Tafel voll ungeladener, wüst lärmender Gäste und die unfreiwilligen Gastgeber mit maskenartigem Lächeln. Doch, was sollten wir anders tun? Und dazu sollte ich schliesslich Musik machen! Wozu stand denn im Zimmer ein Klavier? Nienals habe ich so mit zitternden Knien am Flügel gesessen. Wie ich spielte, war ja egal. Nur irgend einen Lärm machen, der zu diesem Getöse passte! Die Soldaten streiften durch unsere grosse Wohnung. Aber alle Kästen und Schubfächer waren längst geleert. Jetzt erwies sich mein Versteck als unbezahlbar. Bloss das Glaszeug und das Porzellan hatte ich nicht aus dem Buffet und den Vitrinen geräumt. Dafür fand ich am Abend in einem Schrank ein Wäschepaket, das uns nicht gehörte und das wahrscheinlich einer der Plünderer hier fortgeworfen hatte, weil ihm etwas Besseres unter die Hände gekommen war. Ich weiss nicht, ob es der Wecker oder das Marmorschreibzeug sein konnte? Die Uhren von unseren Händen waren als erste Beute mitgenommen worden. Es war ja schliesslich alles dieses so nebensächlich. Hauptsache war nur das Überleben. Das stand unsicht

über allen Stunden geschrieben Robert, unser Junge, erwies sich in diesen Tagen als grosse Hilfe. Seine Unbekümmertheit half uns oft über einen Schock hinweg, wenn wir einfach zusammenklappten.

Einmal am Morgen war die Vorzimmertür wieder mit einem Fusstritt aufgefliegen. Wir lagen noch in den Betten. Da sich das Schlafzimmer im zweiten Stockwerk befand, so hatten wir diesen Einmarsch überhört. Nur, dass sich in Roberts Zimmer etwas begab, konnten wir hören, denn sein Zimmer lag gerade unter unserem Schlafzimmer. Ich stand eilig auf, aber da stürmten schon die Patrollen ins Zimmer. Sie rissen die Schränke auf und suchten nach versteckten deutschen Soldaten. Wir mussten dabei mit erhobenen Händen dastehen, von einem Russen mit dem Gewehr bedroht. Als sie abgezogen waren, setzte sich mein Mann aufs Bett und weinte bitterlich. Er war am Ende seiner Beherrschung. Zu dem Schrecken hatten sie ihn noch verhöhnt, weil er nur mit seiner Pyjama-Jacke bekleidet war, die Hose hatte er zuvor gerade heruntergelassen. Und gerade in diesem Augenblick schrien sie: „Hände hoch!“ In den Händen aber hielt er die Unterhose und musste sie wie eine Fahne auch noch in den erhobenen Händen halten!

Was aber war unten bei Robert vor sich gegangen? Der Bengel hatte doch laut gelacht! Ja, wirklich! Aus dem Schlaf gerissen, standen sie plötzlich vor ihm mit auf ihn gerichteten Gewehrläufen. Und wahrhaftig, der Bub lachte. Völlig verdutzt fragten ihn die Soldaten: „Ja, was lachst du denn?“ „Weil ihr das Gewehr zugemerkelt habt!“ sagte der Bub vergnügt und zeigte auf die mit Papierstümpfen verschlossenen Gewehrmündungen. Tatsächlich war es so: da es draussen regnete, hatten die Funktionäre dieser Suchaktion Papier in die obere Öffnung des Karabiners gesteckt. Als Robert uns dieses erzählte erschrakten wir nachträglich, es hätte auch schlimmer ausfallen können, vielleicht aber hatte der Bub gerade mit seiner Unbekümmertheit am besten gezeigt, dass sich hier keine Soldaten befanden. Dieser Zustand der ständigen Kontrollen, des willkürlichen Streifens durch unsere Wohnung dauerte etwa eine Woche lang. Da wir in unserer Apotheke grosse Weingeistvorräte lagern hatten, riss der Strom der Ärzte, Feldschern, Offiziere und anderer dreist nach Sprit Verlangenden nicht ab. So entschloss sich mein Mann bei der Kommandatur eine Bewachung anzufordern, damit es nicht zu wüsten Ausschreitungen der Betrunknen käme, wie es schon wiederholt in den Apothekenräumen, die nach aussen mit einem Rollgitter verschlossen waren, vorgekommen war. Mit dem Augenblick, wo wir einen bewaffneten Soldaten im Hause hatten, hörte das Treppauf, Treppab durch unsere Wohnung auf. Unser Iwan scheuchte alle Abenteuerlustigen mit dem G davon.



Allmählich gewöhnten wir uns an den freundlichen Menschen so, dass er zu unserer Gemeinschaft einfach gehörte. Er brachte uns täglich seine Fleischration, das Brot, das er fasste, Sardinien und andere Konserven, wie selbstverständlich. Wie hätten wir diese Hungerzeiten sonst durchgestanden, denn es gab einfach nichts, keine Lebensmittelkarten, keine Zuteilungen. Die Geschäfte waren einfach geschlossen, beziehungsweise geplündert, von Soldaten und Einheimischen. Da wir nicht auf die Strasse gingen, denn wer riskierte das von uns Deutschen schon, wussten wir darüber auch nicht Bescheid. Unser Russe war ein unverbildeter einfacher Mensch, der noch nach dem Herzen handelte. Wir, seine Hausgenossen hatten Hunger, so musste er sich um unsere Verpflegung kümmern, das war so seine Einstellung. Er wünschte sich nichts sehnlicher als wieder heimzukehren. Unser jungvermähltes Paar mochte er besonders gern und wartete täglich mit dem Schlafen, bis der Schwiegersohn aus dem Krankenhaus zurück war, erst dann ging auch er zu Bett. In dieser Zeit aber war auch im Krankenhaus ungeheuer viel Arbeit durch die Verwundeten der letzten Tage. So oft ich konnte entwich ich zu meinen zwei Verschreckten in die abgelegene Dachkammer, die inzwischen die ganze Hutschachtel voll Backwerk und den grossen Schinken, ein Hochzeitsgeschenk vom Onkel Franz aus der Slowakei, wo es solche Herrlichkeiten bis zum Umsturz noch gab, aufgesessen hatten. Ich traute mich noch nicht, sie in die Wohnung herunter zu nehmen, denn es tauchten immer noch welche Chinesen- oder Eskimogesichter bei uns auf, die nach Sulfonamiden und anderen Medikamenten aus waren und ein junges weibliches Wesen war in diesen Tagen gefährdet, es sprach sich zu schnell, herum.

Erika und Guido vertrieben sich die Zeit mit Lesen aus dem grossen Bücherhaufen, den ich auch auf den Speicher verbannt hatte, weil deutsche Bücher immerhin eine Gefahr bedeuteten. Stundenlang standen sie auch an dem ovalen Bodenfenster und sahen auf die Ereignisse der Hauptstrasse, die unter diesem Fenster vorbeiführte. Einmal beobachtete auch ich ein Begräbnis. Der Zug führte auf einem Lastwagen einen hoch aufgebahrten Sarg, in welchem ein General in einem rohen Hozsarg ruhte. Auf seiner ordengeschmückter Brust sah man die Medaillen liegen. Die Hände aber lagen nicht wie bei uns geschlossen auf der Brust, sondern längs an dem Körper. Der ganze Wagen war rot ausgeschlagen. Verwunderlich war uns, dass der Sarg offen geführt wurde. Auf dem Marktplatz hielt ein Offizier dann eine Rede und das Volk defilierte an dem Sarg vorbei. Das konnten wir an der anderen Hausseite beobachten.

Diese sehr geräumige Kammer mass 15 m in der Länge und ca

7 m in der Breite. Sie war über einem Anbau angelegt worden. Die Kinder hatten sie inzwischen wohnlich ausgestaffiert, Zeit genug hatten sie ja. Es gab unter dem Dachgebälk jetzt ein Schlafzimmer, eine Küche und ein Wohnzimmer, in dem das Feldbett Guidos stand. Auch waren die Räume schalldicht durch die heraufgeschleppten Teppiche gegen den Fussboden, unseren Plafond, abgedichtet, so dass man ihre Schritte in der ~~daruntergelegenen~~ <sup>daruntergelegenen</sup> Wohnung nicht hören konnte.

Mit einem Schlag aber änderte sich diese Situation. Die Russen zogen ab, die Tschechen übernahmen wieder die Verwaltung ihres früheren Besitzes. Die Einwohner unseres Gebietes hatten schon eine durch Jahrhunderte bewegte Vergangenheit. Hier war, von der Ostsee kommend, die Salzstrasse über den Jablunkapass nach Ungarn und in den Balkan gegangen, die Kupferstrasse von West nach Ost. Hier hatten die Mongolenheere des Dschingis-Khan ihren Durchzug gefunden. Hier ging die Handelsstrasse der reichen Fugger durch das Land. Die Scharen Etzels, wie die späteren Erbfolgekriege, all das, hatte sich unmittelbar hier abgespielt und mit der Auffindung der Kohle war unsere Heimat zum Zankapfel der Erben der alten Donaumonarchie geworden. Darum mussten wir, unglücklich in dieses stürmische Zeitalter Geborene, innerhalb von 20 Jahren in unserem Abschnitt Ostschlesiens, 7 mal die Staatsbürgerschaft wechseln. Bei jeder Umwechslung der alten Valuta aber haben wir schwer draufgezahlt. Das Olsaland, in dem wir wohnten gehörte zum alten Erzherzogtum Schlesien der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Nach dem ersten verlorenen Weltkrieg wurde es in 2 Teile zerissen. Aber die neuen Besitzer, Polen und Tschechen konnten sich über die Grenzziehung nicht einigen, so waren wir, an dieser Grenze Wohnende, bald polnisch, bald tschechische Staatsangehörige, bald aber schalteten sich die Entente-Mächte in den Streit ein und wir hatten die sogenannte Plebiscit Kommission als Oberhoheit. Als Dokument bewahre ich noch die Konzessionsurkunde meines Gatten auf, ~~1888~~ deren Aussteller eben diese Plebiscitkommission war. Danach wurde unser Wohnsitz endgültig tschechisch, während meine Heimatstadt Bielitz in den polnischen Bereich fiel. Als ich 1920 heiratete, geschah diese Grenzziehung und ich kam so ins tschechische Ausland. ~~Als ich 1920 heiratete, geschah diese Grenzziehung und ich kam so ins tschechische Ausland.~~ Ein Jahr aber, bevor Hitler den Polenkrieg begann, wurden wir von unserm Bundespräsidenten Benesch als Olsaland an Polen abgetreten und mit dem von Hitler eroberten Polen kamen wir ans oberschlesische Kohlenrevier angeschlossen, zu Deutschland, wo wir volle 6 Jahre verblieben, bis uns der tschechische Siegerstaat wieder anektierte. Bei uns gab es sogar einen Spottvers, der, ins Deutsche übersetzt lautete: „Schub hin, Schub her, uns ist das schon völlig schnuppe.....“

Wir eingesessenen Deutschen aber, die sich während der Hitlerzeit zum grossen Deutschen Mutterland bekannt hatten, waren mit dem Umsturz über Nacht die verachteten Parias geworden, die für alle erlittene Unbill, für alle Schäden dieses unheilvollen Krieges, dieses Rückzugs vor allem, aufkommen sollten. Der ganze Hass der unterdrückten slavischen Völker feierte wahre Orgien. Und wer von diesen gehassten deutschen Eroberern noch zu fassen war, musste es büssen! Zu fassen aber waren nur die eingesessenen Deutschen, die Oberschicht dieses Gebietes das sie einst, als Pioniere von Hessen, Franken und Schwaben, ja von allen deutschen Gauen kommend, gerodet und besiedelt hatten.

Zunächst holte man die Männer ab, zum Registrieren. In Wahrheit liess man sie aufs Bürgermeisteramt kommen und nahm ihnen die Wertsachen die sie am Leib hatten ab. Uhren, soweit sie noch vorhanden *waren* und jedem den goldenen Ehering. Dann teilte man sie zu Aufräumungsarbeiten ein. Bei uns gab es nur wenige deutsche Familien im Orte. Aber mit den Inhaftierten der näheren und weiteren Umgebung, war es schon eine ansehnliche Kolonne. Die schwere Arbeit an den Bahngleisen und zerstörten Brücken mussten Frauen wie Männer leisten. Dazu brannte die Sonne in diesen ~~Tagen~~ Junitagen schon glühend.

Die nächste Etappe unseres Leidensweges aber war, dass man die Männer in dem ehemaligen Russenlager kasernierte. Wenn wir sie auf ihren Arbeitsplätzen aufsuchten, waren sie matt, elend und wie ausgemergelt vor Erschöpfung und Hunger. Sie stürzten sich auf das wenige Essen, das wir ihnen bringen konnten mit einer wahren Gier, die uns ins Herz schnitt. Aber auch bei uns Frauen herrschte Not, denn wir bekamen keine Lebensmittelkarten wie die slavische Bevölkerung und konnten uns nur schwer hintenherum etwas Nahrung besorgen.

Da, als ich schon an der Unmöglichkeit verzweifelte, ein Essen aufzutreiben, denn unsere Tochter Erika verköstigte mich auf ihre Karten noch mich und ihren Bruder Robert, kam die Hilfe von einer Seite, an die ich gar nicht gedacht hatte. Die Hilfe kam aus der Dankbarkeit der Menschen. Um dieser Barmherzigkeit willen, seist auch du, schwerste Zeit ohne Essen gesegnet. In normalen Zeiten hätte ich dich wohl nie gekannt! Mein Mann, der einmal ABC Schüler bei den deutschen Klosterfrauen war hatte sie in der Hitlerzeit als NSV Obmann vor Beschlagnahmen lange geschützt und, als diese nicht mehr aufzuhalten waren, seine alten Lehrerinnen rechtzeitig gewarnt, dass sie ihre Angelegenheiten noch in Ordnung und ihre, für sie wichtigen Habseligkeiten, beiseite bringen konnten. Wie wir später erfuhren, hatten sie im Kloster am Dachboden einen Raum vermauern lassen, in dem sie die Altargeräte und Ähnliches verbargen, und so dem Zugriff entzogen.

Jetzt aber, da mein Mann geschunden und zerlumpt, mit bluten-

den Händen Karren um Karren voll schaufelte, kam immer eine Klosterfrau, wie zufällig-vorbei und drückte ihm verstoßen ein Essenspaket in die Hand. Die einheimische Bewachungsmannschaft, die ihren Apotheker von kleinauf kannte, blickte in solchen Fällen zur Seite. Aber die fremden Partisanen nahmen ihm wie oft, das Brot weg und verzehrten es vor seinen ~~KLUGEN~~ Augen mit hämischen Behagen.

Ja, das Essen, das primitivste Sicherhalten war auf einmal das Allerwichtigste geworden. Nur diese Zeit irgendwie durchzustehen, bis Gesetze da waren bis wieder Ordnung in dieses Drunter und Drüber ~~die~~ der Masse gekommen war, die, vom Siegestaumel trunken, das Regieren bis in die unbedeutendsten Ausläufer ihrer Organe übernommen hatte. Die früheren Kohlenbergarbeiter spazierten bloss noch mit der Aktentasche herum, arbeiten wollte keiner. Das sollten doch die Deutschen machen. Wozu hatte man den Krieg gewonnen? Wo waren, - zum Teufel, - die deutschen Kriegsgefangenen? Warum schickt man sie nicht auf die Schächte? Und als die Kriegsgefangenen nicht eintreffen, setzte man auch die deutschen Frauen, die man bislang in ihren Wohnungen belassen hatte, hinter Stacheldraht. Jetzt sollten sie zeigen, dass sie arbeiten konnten. Der Mob heulte auf. Freilich, diese Gnädigen, die sich zwei und 3 Dienstboten geleistet hatten! In die ärgsten Erniedrigungen mit ihnen! Es war wie in der französischen Revolution! Im roten Ostrau stellte man an einem Tage 70 Mann auf und zelebrierte eine Massenhinrichtung. Überall war der Hass zum Taumel geworden. Der deutsche Besitz wurde eine Beute der Masse. Sie brachen in die Wohnungen ein und plünderten, was sie fanden. Dazu mussten vorher die Besitzer fortgeschafft sein. Also auch Frauen und Kinder, die noch in den Wohnungen sassen. So füllten sich die Lager und die Arbeitskolonnen wurden von Tag zu Tag grösser. Man machte vor keinem Stand halt. Die Zeit hatte alle Mass-Stäbe für Anstand und Würde verloren. Bis jetzt konnte ich in unserer grossen Wohnung noch unbehelligt bleiben. Erika und ihr schlonsakischer Mann schützten uns. Das Wort Schlonsake bezeichnete einen schlesischen Eingesessenen, der sich während der Hitlerzeit nicht ~~als~~ als Volksdeutsch er eingetragen hatte. Das blieb den Slaven freigestellt. Unser Schwiegersohn besass noch drei Brüder die ebenso wie er hätten einrücken müssen. Die Schlonsaken besaßen meist deutsche, polnische und tschechische Schulbildung, konnten sich also frei entscheiden. Jetzt erwies sich dieser Umstand als wohltuend. Aber während der Hitlerzeit war diese Entscheidung mit vielem Verzicht verbunden, denn man enteignete die Schlonsaken, ~~die~~ wenn sie Grund- oder Hausbesitz hatten, kurzerhand. Doch dem alten Vater galt das Leben seiner 4 Buben & mehr, als Haus und Hof. ~~So konnte jetzt mein Schwiegersohn auch seine Frau und mithin uns vor verschiedenen Härten bewahren, zu Besuch kommen, wenn auch bewacht, vor dem~~

Гитлер

Inzwischen war Guido zu seiner Mutter nach Hindenburg zurückgekehrt. Das ging in den ersten Tagen der tschechischen Machtübernahme noch verhältnismässig glatt, weil allenthalben Transporte unterwegs waren. Die russischen Arbeiter und Arbeiterinnen fuhren heim sowie die Verschleppten der anderen Nationen. Es waren ganze Völkerwanderungen da verlor sich so ein Junge in der Menge. Unser Robert aber musste mit mir ins Lager. Ins Männerlager passte er noch nicht recht, so entschied der Lagerkommandant dass er vorerst mit mir ins Frauenlager sollte und mit mir eine kleine Stube in der Baracke teilen durfte. Dass dahinter Bozena steckte, empfand ich mit Rührung. Sie war bis zu Erikas Hochzeit bei uns als Köchin gewesen und Robert war ihr erklärter Liebling. Nun stellte sich heraus, dass der Lagerkommandant ihr Bruder war. Diesem Umstand verdankte der Junge einige Erleichterungen, denn er wurde zum Lagerboy für die Partisanen und hielt für uns die Verbindung mit der Aussenwelt offen. In dieser Stellung holte er täglich das Brot für das Lager und besorgte die Einkäufe und half auch in der Küche aus. In dieser Zeit fiel für den ewig Hungernden mancher Brocken ab. Aber, wie im Lager ein Zustand immer nur Tage, höchstens Wochen dauerte, so wurden solche lichte Momente schnell von anderen überschattet.

Tagelang gab es für ihn Arbeiten, bis zu den Hüften im schon herbstlich kalten Wasser stehend, wenn es galt, die zahlreichen Karpfenteiche in Reichwaldau und in der Umgebung umzuleiten und abzufischen, oder schickten ihn die Partisanen zu Verladearbeiten, die seine noch kindlichen Kräfte bei weitem überstiegen. Dabei erhielten wir in dieser Zeit eine Kost, die man nicht Kost nennen konnte. Sie bestand aus einer Brühe Ersatzkaffee, sogenannten Mukifuk am Morgen und zwei Schnitte Krot etwa 1cm dick für den ganzen Tag. Manchmal unterbrochen von dem wurmigen Dörrgemüse, das aus Steckrüben bestand und längst verfault, oder von Mäusen besudelt in verlassenen Lagerecken schimmelte. Dieses Gemüse, in Wasser gekocht und ohne jeden Zusatz ausgegeben, roch nicht nur eckelerregend, sondern es schmeckte auch danach, so dass wir für diesen Rübentag lieber die Mahlzeit ausfallen liessen. Die Folge davon war, dass wir elender und elender wurden.

Unsre erste Arbeit hatte uns schon einen Vorgeschmack dessen gegeben, was uns nun täglich bevorstand. Man liess uns das verbrauchte faulige Lagerstroh dieses ehemaligen Russenlagers aus den Baracken verbrennen und als wir die schmutzigen Papierstrohsäcke umkehrten, fielen aus den Ecken ganze Knäule von Wanzen in das Feuer oder liefen an unseren Armen hoch, als sie die Hitze verspürten. Das war der

Anfang. Später, als wir gleichmütiger geworden waren, machten wir täglich Jagd vor dem Schlafengehn und holten sie mit ~~den~~ Nadeln aus den Bretterwänden. Manchmal fielen sie auch von der Stubendecke über unseren Esstisch geradewegs in unseren Napf, wenn sie die aufsteigende Wärme verspürten. Mich liessen sie ~~ja~~ merkwürdigerweise in Ruhe, aber es gab Frauen, die Nacht für Nacht gestochen wurden und mit geschwellenen Gesichtern am Tage herumziefen. An diesen Einzug in unsere Stube dachten wir oft. Später, als Robert den eiskalten Vorraum in unserer Baracke bezog und ich in der Frauen~~stube~~-Stube untergebracht war hatten wir die Wanzen ~~ja~~ fast vergessen, sie gehörten schon zum ständigen Inventar dieser Elendszeit.

Um 5 Uhr Früh wurde geweckt, um  $\frac{1}{2}$  6 Uhr der Kaffee aus gegeben, darauf wurden die Arbeitstrüpps zusammengestellt. Abmarsch war um sieben Uhr. Die Trillerpfeife beherrschte unser Leben.

Und doch war in diesen ersten Lagertagen alles noch leichter zu ertragen. War es, dass wir noch bessere Nerven hatten, war es die Hoffnung auf eine baldige Veränderung unserer Lage, denn keiner dachte, dass dieser Zustand lange anhalten konnte. In der Zeitung stand ja, dass wir ausgesiedelt würden, sei es, dass im Sommer alles freundlicher aussieht als mit dem Hereinbrechen der kalten Jahreszeit, mit den nebligen Wintertagen, die bei dieser Ernährung doppelt schwer zu ertragen waren. Aber diese Erkenntnis kam uns erst mit der Kälte. Noch war es ja Sommer. Und in diese Zeit gehört die Geschichte mit dem Kühetreiben.

Eines Tages rissen die Partisanen die Tür zur Frauenstube auf und riefen: „Antreten zum Kühetreiben.“ Ich bewohnte damals mit Robert noch die kleine Kammer auf demselben Flur, aber hinter den dünnen Holzwänden war jeder Laut hörbar. Schon vorher war es durchgesickert, dass die Russen grosse Herden Schlachtvieh oder Verladevieh aus dem Troppauer Land an die polnische Grenze ~~ja~~ führten. Gleichzeitig aber auch, dass unsre Lagerinsassen auf der mehr als einen Tag weiten Strecke dazu ausersehen waren, diesen letzten Abschnitt mit der russischen Wachmannschaft zu teilen. Neu war also nur, dass wir Frauen es sein sollten. Das bedeutete aber, die Nacht über mit den Russen in einer Scheune zuzuschlafen. Daher erscholl vom Nebenraum her lautes Klagen der Frauen. Wie mir urplötzlich der Gedanke kam? Im nächsten Augenblick hatte ich ihn schon ausgeführt! Noch stand der Topf mit der Kaffeebrühe neben mir Blitzschnell goss ich mir über der Waschschüssel dem Kaffee ~~mir~~ aufs Haar und seifte mit der grünen Tenseife nach, so schnell ich es nur vermochte, gerade, als die Wachmannschaft in meine Stube

trat, um mich abzuholen. Als mich aber unser Wächter, hier Strasch geheissen sah, machte er eine wegwerfende Bewegung mit der Hand und knallte die Tür wieder zu. Für heute war ich gerettet. Als die Frauen und Mädchen von dem bewussten Transport wiederkamen, waren sie stumm und bedrückt und die Folge war eine Albuclidbehandlung durch den Arzt. Was das bedeutete, wusste ich aus meiner Apothekentätigkeit. Aber das bedeutete nicht, dass es das letzte Mal sein sollte.

Die Trillerpfeife hatte uns wieder auf den Hof gerufen. Als wir zum Abmarsch bereit standen, sagte uns der Lagerkommandant erst, dass es wieder zum Kühetreiben gehen sollte. Ein zweites Mal konnte ich mir keinen Kaffeetopf über den Kopf giessen. Das war klar. Aber ebenso schneidend klar war mir auch, dass es mir nicht ergehen dürfe wie den Frauen beim letzten Kühetreiben. Lieber sterben. Was lag schon an diesem Leben? Sonst stand der Lagerleiter unter dem Beleuchtungsmast, wenn er uns Anordnungen gab, auch das Essen wurde hier ausgegeben, weil es in der Morgenfrühe die hellste Stelle am ganzen Platze war. Es war auch der Platz, von dem aus die Trillerpfeife ertönte. Die wenigen Schritte bis dahin machte ich wie im Trance. Aber dann sagte ich verzweifelt aber fest zum Kommandanten: „Hier steh ich, Ihr könnt mich ruhig erschiessen, Aber zum Kühetreiben geh ich nicht!“

„Wer meldet sich noch zum Erschiessen?“ Frug in die plötzliche Stille der Lagerleiter. Da trat Gerti, die 15 jährige Tochter der ehemaligen Frauenschaftsleiterin an meine Seite. Nur ihre Mutter schluchzte, sonst war kein Ton zu hören. „Die Andern ab!“ kommandierte der Lagerleiter.

Als die russischen Soldaten mit den Frauen den Hof verlassen hatten, fing der Lagerleiter laut zu lachen an. „Geht in eure Bude, bis man euch zum Erschiessen abholt!“ sagte er dann. Aber von dieser Zeit an respektierten uns selbst die Partisanen und trieben mit uns keine Scherze, wie mit den Andern. In diesen Tagen meldete ich mich beim Lagerleiter und übernahm freiwillig die Krankenpflege, für die ich beim Luftschutz ausgebildet war. Das war eine zusätzliche Mehrarbeit, die ich erst, wenn wir abends in die Baracke wieder eingerückt waren, ausüben konnte. Uns sie gewann an Umfang, je mehr die Unfälle zunahmen, die Hungerödeme und die Lagerinsassen, die man der Schachtarbeit wegen, bis aus den deutschen Gegenden des Sudetenlandes geholt hatte.

Aber es entbehrte nicht auch heiterer Episoden in dieser

Zeit zwischen Schrecken und Tod. In den nächsten Tagen wurde ich mit Robert beordert, die in den Wiesen liegenden fusskranken Kühe zu hüten, die vom Marsch auf den Asphaltstrassen mit blutenden Hufen liegen geblieben waren. Vorsorglich nahm Robert eine 2 lt Kanne mit, denn Kühe waren immerhin Milchträger. Auf dem Wege dahin, den wir diesmal ohne übliche Bewachung zurücklegen durften, traf ich Rosalie, ein früheres Kindermädchen von uns, die unser jämmerliches Schicksal beklagte, obgleich ihr Mann selber im deutschen Konzentrationslager als polnischer Intelligenzler gesessen war. Sie brachte uns alsbald eine ausgiebige Mahlzeit und buk noch bis in die Abendstunden einen Kuchen für meinen Mann, den wir unter die Jacke versteckten, und so ins Lager schmuggelten.

Auf der feuchten und morastigen Wiese humpelten die Kühe, stolperten oder lagen wiederkäuend im Grase. Hüten sollten wir diese? Die Armen liefen ja nicht fort, aber wir selber hatten dadurch einen Ruhetag. Dass es noch solche Wiesen gab! Dass noch irgendwo ein Fleckchen Erde bestand, dass ausserhalb des Bereichs der Trillerpfeifen lag! War das in diesen Tagen nicht ein helles Wunder? Dass die Welt überhaupt so ihren gewohnten Gang weiterging? So sehr waren wir schon von unserem schweren Los und dem Arbeitskreis umschlossen, dass wir vergessen hatten, dass es Sommer war. „Sommer“ sagte ich ungläubig leise vor mich hin. Diese ewige Hast irgendwo und irgendwie einen Bissen ausserhalb unseres Lagers zu erwischen! Gar nichts anderes hatte in unserem Gedankengang mehr Platz! Hier, bei den stillen, wiederkäuenden Kühen wurde mir das Unfassliche unserer Lage erst bewusst. Auf einer Böschung sass ein Russe und entfernte sich wieder, als er in uns seine Wachablösung erkannte.

Das war der Moment, auf den Robert nur gewartet hatte. Er nahm seine Kanne und näherte sich der ersten Kuh. Sie lief nicht davon wie ich angenommen hatte, und liess sich willig melken. Wo das der Junge nur gelernt hatte? Er machte sich an die nächste und übernächste. Nach einer Weile brachte er schon ein paar tiefe Schlucke von der-ach so guten, lang entbehrten Labe. Und wieder versuchte er seine eben erst erlernte Kunst an weiteren Kühen. Aber nicht jede Kuh hatte in ihrer Erschöpfung noch Milch produziert. So verging der Nachmittag fröhlich und dankbar für diese wahrhaft heilige Gabe. Durchsonnt auch von der Freude, dem Gatten ins Lager etwas mitbringen zu können. Dieser Tag war ein rechtes Verschnaufen in der Angst und Bedrohung des täglichen Lebens.



Am nächsten Tage durften wir wieder auf ebendiese Wiese und wieder war es so schön und friedlich wie am vorhergegangenen. Kurz bevor wir wieder zurück ins Lager mussten, kam der Russe vom Tage zuvor, setzte sich zu uns und liess sich erzählen. Es war ein Mann in mittleren Jahren und anscheinend Bauer. Er pries die Weite Russlands, dessen Fruchtbarkeit, die Menschen seiner Heimat. Wir mussten ihm vom Lager berichten, von unserem Hunger, und als Gegenüberstellung von unserem früheren Leben. Als wir aufbrachen sagte er zu mir: „Du sollst keinen Hunger mehr haben. Komm mit uns, wenn der Transport mit den Kühen abgeht. Und du wirst bei uns Brot haben, Brot, viel Brot....“

Im Lager aber wurde für die nächsten Tage jemand zur Gartenarbeit gesucht. Ich meldete mich sofort. Auch kannte ich den Garten, der Besitzer, ein Gärtner, war jahrelanger Lieferant für uns gewesen. Es war ein einfacher, braver Mann und gerne denke ich an die Arbeit dort zurück. Ich habe viel dazugelernt. Mit mir zugleich arbeitete eine Bekannte, die selber einen grossen Garten mit Glashäusern besessen hatte denn ihr Mann war Betriebsleiter auf einem Schacht. Als wir uns das letzte Mal vor dem Umsturz besuchten, erwogen wir Fluchtmöglichkeiten, doch ohne ernstere Absicht sie durchzuführen. So sicher glaubten wir uns in unserem Besitze. Nun standen wir unter dem Baum eines fremden Dienstgebers und suchten nach herabgefallenem Obst, um unsern ärgsten Hunger zu stillen. Ja, wir waren glücklich, dass eine Frau, die zum Dienstpersonal des Gärtners gehörte, für uns täglich eine Suppe aus Gemüseabfällen kochte, die sie für ihre Tiere unentgeltlich erhielt. Und auch unsern Männern konnten wir täglich so eine Kanne voll mitbringen. So vergingen wieder einige Wochen. Doch mit der Ernte war auch dieser Dienst beendet und jeder dachte mit Sorge an die nächsten Einsatztage. Denn, war keine feste Arbeitsstelle vorhanden, musste man täglich an andere Orte, je nachdem, wer im Lager Arbeitsklaven angefordert hatte. Zumeist waren es so schlechte und schwere Arbeiten, dass sie die Einheimischen nicht selber mehr ausführen mochten. Am Wochenende hiess man uns immer den grossen Rathausaal mit Eisenfeilspänen knieend abziehen, der als Tanzboden für die Sieger diente. Dann wieder wurden wir zur Zuckerrübenenernte auf die Gutshöfe, die ohne Bewirtschaftung standen, geschickt, deren deutsche Besitzer entweder geflohen oder selber in Lager gepresst waren. Längst schon hätten diese Rüben geerntet werden müssen, nicht erst, bis sie unter der Schneedecke lagen, erfroren, verschmutzt. Die Schuhe mit schweren Erdklumpen behangen, zogen wir Stunden um Stunden diese Rüben aus dem Boden.

Auch das Reinigen der Gefängnisse gehörte zu unseren Obliegenheiten, wobei die sozial Höhergestellten, die erniedrigendsten Arbeit-

ten ausführen mussten, zumeist ohne Hilfsmittel. Mit Schauern denke ich daran, wie man mich anwies, mit blossen Händen die verstopften und übervollen Gefängnisclosette auszuleeren.

Eines Tages wurde ich mit der Frau eines Grubeningenieurs und meinem Sohn Robert zu einer Arbeit aufgerufen. Wir waren neugierig, wohin es gehen sollte. Zunächst führte uns der Strassch in die Remise einer Ziegelei und hiess uns in der Kalesche Platz zu nehmen. Es war ein geschlossenes Cupee. Natürlich waren wir sehr erstaunt, aber wie immer, dem Augenblick hingegeben und der schien eine gute Überraschung zu bergen. Dieses Gefangensein war wie ein grosses Abenteuer. Man wusste niemals, was daraus würde. Und es zu meistern war jetzt unsere Aufgabe, die uns das Schicksal gestellt hatte. Oft, wenn die Frauen abends in ihrer Übermüdung weinten, sagte ich kopfschüttelnd: „Warum weint ihre bloss? Seid dankbar, dass wir das Leben auch von der andern Seite kennen gelernt haben. Jetzt ist endlich unsere grosse Zeit gekommen, jetzt dürfen wir uns bewähren! Bis jetzt haben die Männer für uns gesorgt. Nun ist es umgekehrt. Nun müssen wir ihnen helfen, soviel es nur geht. Noch ist unser Lager nicht das schlechteste. Wo anders besteht keine Verbindung zum Männerlager. Hier aber können wir immer noch etwas durch unsern Schuster etwas herüberschmuggeln und allmählich sind wir im Erfinden solcher Möglichkeiten wahre Meister geworden!

Meist hatten solche Reden auch den gewünschten Erfolg. Die Frauen mussten diesem letzten Argument beipflichten. Ja, der Schuster war uns wie vom Himmel geschickt. Dafür mästeten wir ihn auch in unserer Frauenbaracke, wo er, -für uns leicht erreichbar, -seine Werkstatt eingerichtet hatte. Er selber schlief im Männerlager konnte aber in dem am Tage geflickten Schuhzeug, jeweils eine Konservendbüchse mittags und abend mitnehmen, die zwischen Männer und Frauenlager hin und her pendelte. So konnte jede von uns sieben oder acht Frauen ihrem Mann etwas von der Tagesbeute zustecken.

Doch nun sassen wir in der Kalesche und machten Reisepläne. So ein Cupee wurde nur bei feierlichen Anlässen gebraucht. Zumeist bei Hochzeiten oder Kindstaufen. Zu Fahrten ins Theater. Sicher ging es mit uns ins Theater. So vertrieben wir uns mit Spässen die Zeit. Nach einer Stunde kam unser Strassch bedeutend aufgeräumter zurück. Der Glühwein, bei uns Warschonka genannt, rauchte ihm förmlich zum Kamin heraus. Er hiess uns Karren, Schaufel, Reisigbesen und eine Stange nehmen und trat mit uns wieder hinaus auf die Strasse. Unsere Arbeit war diesmal eine besondere. Ich muss sagen, dass sie mir gefiel. Immer schon wollte ich als Kind wissen, wie es hinter einem

Kanalgitter aussähe. Jetzt sollte ich es erfahren. Der Wächter öffnete den nächsten Gitterrost, stieg auf der seitlichen Eisenleiter hinunter, wo das angehäuften Laub, Steine, Sand und allerhand Unrat das Abzugrohr verstopft hatten. Er stocherte mit der Stange einigemal hinein, zerteilte die Haufen und stiess die Masse in das Abflussrohr, dann kletterte er wieder hinauf, schloss das Gitter und zeigte uns, wie man längs des Gehsteigs die angeschwemmte Erde auf die Schaufel kehrte und verlud. In Abständen waren Haufen errichtet, dort leerten wir die jeweils gefüllten Karren ab. Nie hatte ich noch dem Strassenrand soviel Beachtung geschenkt. Und, lächelnd füge ich es hinzu, -dass ich auch heute noch die Strassenränder fachmännisch auf ihre Sauberkeit visiere. Ja, gelernt ist gelernt. Wenn es nicht so kalt und nass draussen gewesen wäre, ich glaube, mit dieser Arbeit hätte ich es lange ausgehalten! Aber, der Herbst war fortgeschritten, ein Dach über dem Kopf zu haben, WAR UNSERE GROSSE Sehnsucht, wenn wir mit dem Dunkelwerden ins Lager einrückten. Kamen wir von der Arbeit zurück, warfen wir uns sogleich aufs Bett. Dieses Eisengestell war unsere letzte Zuflucht, die Insel, die uns auf dem Meer des Elends, der Unterdrückung, der täglichen Demütigungen geblieben war.

Eines Tages, kamen die Männer merkwürdig zerschlagen und angegriffen von ihrer Arbeit zurück. Da sie immer an unseren Fenstern vorbeimussten, konnten wir das genau sehen. Es war wohl eine sehr schwere Arbeit gewesen, denn wir hörten, wie sich viele auf dem Abtritt übergaben. Von der Bewachungsmannschaft erfuhren wir dann, dass unsere Männer gezwungen wurden, mit blossen Händen die Leute auszugraben, die von der Gestapo und dem S.D. noch in den letzten Kriegswochen erschossen und in ein Massengrab geworfen worden. Sie lagen schon 5-6 Monate in der Erde und die glühende Sonne des Sommers hatte die Übelriechenden zu einem Brei zersetzt. Diese Arbeit, sagte mir nachher mein Mann, werde er nie vergessen. Es war das Grauensollste dieser an Grauen so reichen Zeit. Eigentlich war es wie ein Wunder, dass keine unserer Frauen und keiner der zu uns gehörenden Männer ernstlich erkrankten. Es war gewiss die ungeheuerliche Willensanspannung durchzuhalten um jeden Preis. Herauszu kommen aus dieser Hölle. Alle hatten nur ein Ziel, das in den Zeitungen immer genannt war: die Aussiedelung nach Deutschland. Es war gleich, welche Form das künftige Leben haben sollte. Nur wieder frei sein,

nur wieder unter deutschen Artgenossenleben zu dürfen, das war es, was uns allein noch aufrecht hielt, dass wir dieses Leben überhaupt noch ertrugen, das uns täglich mehr und mehr in den Dreck zog. Keine Stunde des Tages brachte unsere Verzweiflung darüber mehr zum Ausdruck, als die nach dem täglichen Einmarsch in unser Barackendasein. Ich musste mich oft gewaltsam zusammenreißen, um noch die Unfälle zu verbinden, die Verbände anzulegen und die alten Mullbinden oder Leinenstreifen auszuwaschen. Als sich mein Mann bei einer Schienenverladung auf dem Bahnhof den Finger zerquetschte, musste er ins Krankenhaus. So traurig es klingt, wir beide waren darüber glücklich. Diese 3 Wochen waren für ihn ein Urlaub aus der Unterwelt, denn die Tochter, Laborantin im Krankenhaus und der Schwiegersehn, Stationsarzt, konnten den Vater auffüttern und betreuen, ohne dass welche Wachen dazwischenfuhren. Dafür war die Rückkehr ins Lager umso schmerzlicher.

Das Waschen des Verbandzeugs aber brachte mich auf den Gedanken, mich als zweite Lagerwäscherin zu melden. Die eine war so überbürdet, dass sie nach einem Washtag einen Tag liegen musste. Bald sollte ich verstehen warum. Es war die anstrengendste Arbeit, die ich bis dahin zu tun hatte, aber sie gewährte auch viel Freizeit, dabei war das Essen reichlicher. Wir waren inzwischen auf 200-300 Lagerinsassen angewachsen. Die Männer arbeiteten jetzt ausschliesslich auf den Schächten, obertags, wo man sie gerade brauchte. Unser Kohlenrevier ist ein schwarzes Gebiet. Länger als drei Tage hatten wir früher nie unsere Wäsche anwas aber jetzt die Männer vom Schacht bei dieser erdnahen Beschäftigung mitbrachten, war kohlschwarz. Und jede Woche wurde für jeden Lagerinsassen gewaschen. Der Washtag aber war eine solche Belastung für unser Herz, dass wir abends einfach umfielen, ohne zum Essen einfach fähig zu sein und das Herz stiess wie ein gefangener Vogel gegen den Käfig die ganze Nacht. Denn für die ganze Lagerwäsche dieser Belegschaft bekamen wir 2 Pakete Einweichsoda in der gewöhnlichen Haushaltspackung ohne Seife noch jedweden anderen Zusatz. Mit diesen Einweichmitteln und 2 Bürsten musste die Wäsche bis abends sauber in der Trockenkammer hängen. Dazu kam, dass wir nur für einen Tag in der Woche diese Waschküche benutzen konnten. Dass wir überhaupt eine saubere Wäsche zauberten, erscheint mir heute wie ein Wunder. Unsere mühevollen Arbeit musste die Seife ersetzen. Am übernächsten Tag wurde die Wäsche abgenommen und kam zum Flickern. Denn bei dieser Behandlung ging sie natürlich früher kaputt. Wir bekamen als Flickzeug meist Lumpen aus den ausgeplünderten Wohnungen der Lagerinsassen.

So mochten Wochen hingegangen sein, als von der Bahn ein Trupp

deutscher ehemaliger Soldaten ankam. Bis zum Lager hatte man sie irgendwie mit Kolbenstössen gebracht, innerhalb des Lagers aber fielen sie einfach zusammen. Jetzt trieb man sie ins Waschhaus unter die Duschen, damit sie sich reinigen konnten. Es hiess, dass sie aus Auschwitz kämen, wo man sie in dem früheren Judenlager gesammelt hatte.

Wir zwei Wäscherinnen kamen gerade von der Trockenkammer. Da sahen wir sie, vornübergeneigt, zum Skelett abgemagert, schlurfen, stolpern, fallen. Sie kamen von Aufräumarbeiten, oft tagelang ohne Nahrung, so wie es in den Umsturztagen eben überall zuging, wo das ganze Land zum grossen Straf-lager für alles, was deutsch hiess, geworden war, gleichgültig ob es in Polen, in der Tschechoslovakei, in Ungarn, Rumänien, in Jugoslawien - soweit wir den Osten überblicken konnten - geschah. Überall, wo sich die Geier auf die wehrlose Siegesbeute stürzten. Im Westen wird es nicht anders zugegangen sein! Und nun kamen diese, die für unser Gebiet bestimmt waren unter Be-wachung zum Arbeitseinsatz. Schon der Gedanke, an einen Einsatz dieser Halbverhungerten, die sich kaum noch schleppen konnten war absurd. Auf dem Weg in das Waschhaus, im Zaunbereich unseres Lagers, hatte wer weiss wer ein Kartoffelfeld mit Rüben dazwischen angelegt. Ob es die frühere Wachmannschaft des Russenlagers getan hat oder erst jetzt unsere Parti-sanenbewachung, ich weiss es nicht. Dass die Rüben aber noch nicht gross genug waren, hatten wir jedenfalls festgestellt, wenn wir probierend eine herauszogen. Kaum aber hatten diese Schwankenden, Wankenden das Feld erblickt, als sich schon die Reihen lösten und in den Acker stürzten. Zitternd vor Gier und ohnmächtig in ihrer Kraftlosigkeit, rissen sie die unreifen Feldfrüchte heraus, schlangen sie, - kaum, noch ans Abwischen der Erd-überkrusteten denkend, hinunter. Es war grauenhaft ihnen zuzusehn. Was war unser eigenes Elend dagegen? Wortlos verständigte ich mich mit der Ar-beitskameradin, dann eilten wir in unsere Baracke und nahmen die zwei Brotwecken mit, die heute von der Küche als Ration für das Frauenlager geliefert worden waren. Die zerschnitten wir in fliegender Eile und ver-steckten die Schnitten in den Waschkorb. Bei den Unglücklichen angelangt, liessen wir unauffällig immer wieder eine Schnitte fallen.

Da aber geschah das kaum Fassbare. Diese, sich kaum aufrecht haltenden Menschenruinen fielen über unsern Korb her, über uns selber, die wir noch Brotstücke in den Händen hielten. Damals hat mich die Angst vor dem Tod erfasst. Zum ersten Mal während der ganzen Lagerzeit. Denn diese irrsinnig Hungernden, wussten nicht mehr was sie taten. Sie hätten uns um des Brotes willen, auch erschlagen!

Kälter und Kälter wurden die Tage, der Herbst würde bald in den Winter übergehn. Mir ging es nicht schlecht bei der Wäscherei, die Verpfle-gung wurde besser. Die Tschechen wollten ihre Arbeitssklaven nicht mehr durch Krankheit und Ausfall verlieren. Aber auch diese Aufbesserung der

- 80 Rationen war für die Männer noch ungenügend. Mit tiefem Schmerz sah ich  
 xx meinen Mann täglich gebrochener und entkräfteter von seiner Schicht  
 , zurückkommen. Irgendwo hatte ich aufgefangen, dass man in der Bergschu-  
 , nelle eine Aushilfe zur Küchenarbeit brauche. Ich meldete mich sofort. Mor-  
 gen schon begann der Dienst. So war ich meinen Wäscherinnenberuf los,  
 neder mir gefallen hatte. Aber ich erhoffte mir von dem neuen eine Essens-  
 . nelfizubusse für den Mann.,  
 ni as er Es war eine Schule, die den Häuernachwuchs betreute. Sowohl fachlich  
 - 18 als auch körperlich. Als ich den geräumigen Bau betrat, machte ich ein  
 - 09 Kreuzzeichen zugleich, mit einem tiefen Seufzer. Was würde der neue Ar-  
 die beitsabschnitt bringen? Die mich in meinem Pensum unterweisen sollten  
 is kannten mich offenbar. Sie waren freundlich und ich spürte, dass sie  
 gegangs mir helfen wollten. Als ich das grosse Frühstückszimmer sauber machte,  
 - 2 schob sich ein Schiebefenster in die Höhe und eine Hand stellte mir  
 einen grossen Kaffeetopf mit einem Keil Brot herein. Das war ein guter  
 Anfang. An der zitternden Freude über diese Gabe merkte ich, wie mich das  
 as Lagerleben schon geformt hatte. Man war für alles dankbar, genau wie mich  
 jedes barsche Wort schon in Tränen ausbrechen liess. Die Nerven waren  
 - 13 spröde wie Glas geworden. Und ich gehörte doch niemals zu der zimper-  
 as lichen Art von Frauen. - Doch auch in unserer Frauenstube hatten sich in  
 en letzter Zeit die Fälle von Empfindlichkeit gemehrt. Es war also ein  
 - 21 Allgemeinzustand. Trotzdem hielten wir in unserer Frauenstube gute Ka-  
 - 3 meradschaft.  
 - 4 Als ich mich nachher zur Küchenarbeit meldete und den geleerten Kaf-  
 - 5 feetopf zurückbrachte, sagte mir die Köchin als wir allein waren, gar  
 nicht dienstlich oder von oben herab, wie wir im Lager behandelt wur-  
 den; sondern mit einem Lächeln: „Ich bin die Schwester von Ihrer Anna,  
 die sieben Jahre ~~xxxxxxx~~<sup>in</sup> der Apotheke Laborantin war! Wir alle füh-  
 len mit Ihnen und Ihrem Mann!“ Dann aber betrat jemand die Küche und  
 - 10 ich wandte mich meiner Arbeit zu. Von dieser Zeit aber fand ich täg-  
 , 11 lich Konservendosen mit eben aufgefüllter Suppe oder einen Teller mit  
 Essen bereitgestellt und ich nahm hocheifrig diese Gaben und wusste  
 neben mit einem Male: nichts ist verloren, was man einmal an Gutem getan hat.  
 12 Wie oft hatte sich jener Anna die Kleidchen meiner Töchter für ihre  
 13 Kleine mitgegeben die etwas jünger war und immer hatte zwischen den An-  
 14 gestellten und uns ein rechtes Einvernehmen und eine freundliche Atmos-  
 15 phäre geherrscht. Jetzt in dieser Notzeit, wo die Deutschen ausgestossen,  
 beraubt, verhöhnt und erniedrigt wurden, siegte über alles entfesselte  
 Böse noch das einfache, unverbildete Menschenherz. Die Dankbarkeit für  
 erwiesene Wohltaten.  
 16 Wir hatten einen grossen Haushalt in unserem weitläufigen Hause,  
 das einstmal ein Kloster war. Daher waren stets zwei oder drei Hausge-

hilffinnen in unserer Gemeinschaft. Abgesehen von den zahlreichen Mädchen die in der Apotheke beim Abfüllen oder ~~Ab~~ Abfassen von Eigenfabrikaten oder Flaschenwaschen und Reinemachen arbeiteten, ~~Denn~~ mein Mann war ein grosser Organisator gewesen und hatte unter den Apothekern unseres Gebietes eine Arbeitsgemeinschaft ins Leben gerufen so, dass nach bewährten Recepten mehrere Apotheken sich zu einer Gruppe zusammengeschlossen hatten und unter einem Kennzeichen bestimmte Arzneien ~~vertrieben~~ <sup>verkauften</sup>. Wir hatten die Tablettenerzeugung übernommen und gewisse Syrupe vertrieben, die von den Ärzten verschrieben und von den Krankenkassen anerkannt waren.

Diese Mädchen nun, obgleich sie selber auf Nahrungsmittelkarten angewiesen waren, die selbst für die Tschechen karg bemessen wurden, versorgten uns häufig, - wenn die Not schon am grössten schien mit etwas Essbarem, das sie sich selber absparen mussten, ohne je noch auf Entlohnung hoffen zu können. Sie schickten uns mit ihren Kindern oder kleinen Geschwistern Obst aus dem Garten oder Eier von ihrem Geflügel, ja selbst in Töpfchen Ziegenmilch an die Arbeitsplätze, die sie immer wieder auskundschafteten. Manchmal warteten sie auch auf meinen Jungen, wenn er mit dem Brotwagen fürs Lager an bestimmten Wegbiegungen vorbeifuhr. Ihnen allen danke ich soviel wertvolle Unterstützung und Freude über ihren Mut, den sie brauchten, denn es war streng untersagt Deutschen zu helfen. Wir waren die Gezeichneten. Die Parias. Die Niemce. Wir waren, wie einst die Juden mit dem Stern, gezeichnet. Wir mussten auf einer weissen Scheibe, zwanzig Zentimeter im Durchmesser, ein schwarzes N. tragen.

Mein Sohn konnte von unserem Frauenlager, wo er anfangs bei mir wohnte, zu seinem Vater ungehindert ins Männerlager gehen - und - was damals das Wichtigste war, ihm auch etwas zustecken. Aber das musste immer abseits und heimlich geschehn, weil es ja zuviel Hungrige gab.

So sann ich auf meinem halbstündigen Anmarschwege immer darüber nach, wie ich meine reichlichere Verpflegung aus der Bergschule auch mit meinem Manne teilen könnte? Die Lagerwache war inzwischen schärfer geworden, vielleicht auch durch den Neid der anderen Frauen entfacht, denn im Lager blieb nichts verborgen, auch wenn ich nichts verlauten liess. So bemerkte ich eines Abends, als ich von meiner Arbeit zurückkehrte, dass der Wachposten auf eine Klingel drückte, die bis dahin noch nicht vorhanden gewesen war. Oho! Das galt also mir! Denn ich war die einzige Einlassscheide weit und breit. Unter dem grossen Regenkragen hatte ich die Kanne mit dem Essen verborgen. Von der Zauntüre bis zur Frauenbarake waren es vielleicht 30 oder 40 m. Dazwischen aber lag unsere Holzkammer. Schnell entschlossen stellte ich meine Kanne dort ab und ging nach unserer Baracke. Aus dem Zimmer der Wachmannschaft trat einer bereits heräus und hiess mich ein-

treten, „Was ich mitgebracht hätte?“ Ich zeigte meine leeren Hände. „Gut.“ Mit einer Handbewegung wurde ich wieder entlassen. Nachher holte ich mir die Kanne mit dem Korb wieder heraus, auf den ich ein paar Holzscheite genäuft hatte. Aber dieser Vorfall hatte mich vorsichtig gemacht. Sie waren mir also auf der Spur!

Den ganzen nächsten Tag dachte ich nur darüber nach, ein Versteck zu finden, das auch meinem Manne zugänglich sein musste. Er arbeitete in diesen Wochen auf einem Verladebahnhof eines Schachtes. Mein Weg führte nahe vorbei. Durch meinen Sohn Robert besprachen wir uns, dass er am Tor dieser Verladestrecke warten werde. Dazu musste ich den ganzen Bahnkörper überqueren. Normalerweise wäre das nicht arg gewesen. In diesen Zeiten aber wusste ich nicht, ob nicht Posten ausgestellt waren, die mich zusammenschliessen würden. Ihn vielleicht auch. Als ich meinem Manne die Kanne gebracht hatte und er sie hungrig leerte, erblickte ich seitlich vom Tor einen alten Ziegelhaufen. Mein Plan war schnell gefasst. „In diesem Zieglhaufen baue ich dir einen Abstellraum, in den ich täglich meine Konservendüchse mit Essen stelle.“ Und schon schichtete ich die kalten Ziegelsteine auf einer Seite so auf, dass beim Herausnehmen des einen ein Hohlraum entstand. Aber jeden Abend, wenn ich mich gegen 18 Uhr zum Verlassen der Schule anschickte, und meine zweite Konservendose für den Buben in die Tasche verpackte, zitterte ich vor Angst. Ich schäme mich nicht zu gestehn, dass ich auf dem Wege betete: „Lieber Gott hilf mir, dass ich meinen Beiden auch diesmal das Essen glücklich bringen kann!“ Denn Robert war gerade in den Entwicklungsjahren, wo die Buben mehr essen wie die Erwachsenen. Ich weiss gar nicht, ob es mutig war, was ich da tat, aber ich wusste nur, ich musste es tun. Mit dem Versteck hinter den Geleisen aber war es noch nicht allein getan. Den Jungen hatten sie inzwischen in die Männerbaracke einquartiert und er sah mich auch nicht mehr so oft wie sonst. Er hatte allerhand Arbeiten für die Partisanen auszuführen und war seit Tagen mit dem Abfischen der grossen Karpfenteiche die es in der Umgebung von Orlau gibt, bis an die Hüften im kalten Wasser stehend, beschäftigt. Da ich aber Lagerpflegerin war, kam er abends mit dem Verbinden der Hungerödeme und bei dieser Gelegenheit stellte ich ihm die mit Suppe oder Essensabfällen gefüllte Konservendose in den Abwaschraum oder unter die Wasserleitungsschüssel, wo die Partisanen nicht hinkamen oder nachschauten. Denn beim Verbinden sass immer ein Wachsoldat mit übers Knie gelegtem Gewehr neben mir.

Aber, -auf einmal war meine nahrhafte Quelle über Nacht versiegt. Eine Lagerinspektion war gekommen und hatte unser Frauenlager aufgelöst. Wir wurden in das grosse Sammelager nach Karwin gebracht. Eine neue Zeit begann.



In Karwin kannte uns niemand. Die Einteilung in die Arbeit war sehr streng. Hier waren mehrere Hundert Frauen in den Baracken gefangen, von den Männern völlig isoliert. Robert war zu seiner Schwester Erika nach Hause entlassen worden, die den Spitalsarzt Dr. Krocek in den Umsturztagen geheiratet hatte und mit ihrem Gatten im Krankenhaus arbeitete. Mein Mann war, wie ich hörte, zu einer Flussregulierung der Olsa abkommandiert worden, irgendwo hinter Freistadt. Robert und Erika kochten, was sie sich zutrauten. Erika war als medizinisch-technische Assistentin ausgebildet, als sie heiratete war sie knapp achtzehn Jahre. Vom Kochen hatte sie noch keine Ahnung. Ein Kanonenöfchen stand jetzt im Speisezimmer vor der kalten Zentralheizung und die Beiden verheizten alle alten Möbel vom Speicher und Fensterrahmen, soviel sie nur fanden. Mit diesem Heizmaterial kochten sie auch.

Als sie einen Topf voll Kartoffelknödel zustande brachten und einen zweistündigen Anmarschweg sowie eine Stunde Bahnfahrt hinter sich hatten und den Vater endlich auf seinem Arbeitsplatz fanden, stellten sie dem Ausgehungerten den Topf mit den noch lauen Knödeln hin, gewiss, er werde für mehrere Tage eine nahrhafte Zubusse haben. Wie erschrocken sie aber, als der Vater die ganze Ration in einem Zuge leer ass! Draussen piff der Wind eisig auf ihrem langen Rückmarsch, den sie mit bedrücktem Herzen antraten, denn wie sollten sie so schnell wieder mit einem Essenstopf hinausfahren, da sie ja selber hungerten? Für den Bruder bekam Erika ja keine Lebensmittelmarken.

Der neue Lagerleiter sah mir beim Kohlefahren mit einem Schiebekarren zu. Ich wusste nicht, was ihm dabei auffallen konnte, da es vielleicht 500 Frauen im Lager gab, die zu allen möglichen Arbeiten eingeteilt waren. Aber ich bemerkte, wie er mit einem Aufseher über mich sprach. Es war ein slowakischer Partisane. Tags darauf kam er in unsere Frauenbaracke und tadelte unsere Fenster, die wir eben geputzt hatten. Alle schwiegen über diese offensichtliche Sekatur. Nur ich hatte den Mut zu widersprechen, indem ich mich vor mein Fenster stellte und sagte: „dieses habe ich gereinigt, es schien mir gut!“ Er blickte auf, sah mich an und sagte: „Melden Sie sich morgen Früh um 7 Uhr bei mir, ich habe eine Arbeit für Sie!“ Mir war nicht ganz wohl bei diesem Befehl. Sicher war es eine üble Schinderei. Das war man schon gewohnt. Um 7 Uhr war ich in seinem Büro und frug nach meiner Arbeit. „Warten Sie noch ein wenig, bis die Wache kommt, es ist ein guter Platz auf den Sie gehen!“ „Wie Gott will,“ sagte ich ergeben, „aber viel Gutes erwarte ich nicht.“ „Doch,“ widersprach er, „denn Sie kommen zu einem Bäcker.“ Ungläubig sah ich auf. Das bedeutete Backstube, Wärme, guten Brot- und Semmelgeruch, sicher auch Essen. Wie bescheiden man wird! Und ich glaubte auf einmal diesem Partisanen die Verheissung, denn er siezte mich ja. Das war ungewohnt

die Meisten brüllten uns nur an und nannten uns du. Ich habe mich nie gegen mein Los aufgelehnt, nie eine Arbeitserleichterung verlangt oder angestrebt, ja, ich habe meine mir aufgetragenen Arbeiten immer gewissenhaft erfüllt, niemals nur oberhin oder nur zum Schein. Es war das Los unseres Volksstammes so zu leiden und ich habe mich nie ausgeschlossen.

Der Wächter kam und ich folgte ihm. Ob es wirklich ins Warme, Geborgene ging? An einem dunklen Gartentor schellte der Mann. Ein grosser Hund wurde an die Kette gelegt, eine alte, mühsam gehende Frau kam und öffnete. Es war die Bäckerin. Als ich nach Wochen das gastliche Tor wieder verliess, sprang der grosse  $\chi$  Hund an mir hoch und leckte mir das Gesicht. Ich hatte einen Freund erworben.

Wenn ich abends von meiner Arbeit in der Bäckerei heim ins Lager kam, erforderte es die Ordnung, dass ich mir in der grossen Lagerküche die Ration des ganzen Tages abholte. Ich nahm daher meine Schüssel und den Topf und holte das Essen. Sie luden mir schön und mitleidig auf. Wahrscheinlich dachten sie, :das ist eine ganz Arme, die zum umfallen hungrig ist! In unserer Barackenstube aber war heller Jubel, wenn ich mit dem Essen ankam. Es ging reihum. Jeden Tag bekam eine andere Kameradin meine Ration. So gönnte man mir meine Stellung in der Bäckerei neidlos. Wenn ich diese Essensfreude meiner Genossinnen sah, überkam mich oft ein sonderbares Gefühl. Wofür hatte ich diese Besserstellung verdient? Durch gar nichts. Sie waren zweifellos die besseren Hausfrauen und Arbeiterinnen gewesen und konnten die aufgetragenen Arbeiten spielend verrichten, während ich sie erst jetzt richtig erlernte bei unseren so verschiedenen Einsätzen. Aber ich war dem Schicksal dankbar auch für diese Belehrung, die ich so spät erst erfuhr. Immer schon dachte ich bei mir im stillen: das, was du lebst, ist gar kein wirkliches Leben, so in Umsorgtheit und ohne Geldnöten! Das harte, das grausame, das bittere und gedrückte Leben ist an dir vorübergegangen. Jetzt, da ich es selber suchte, wandte es mir erneut seine Butterseite zu.

Wenn mir morgens die Bäckerin beim Eintreten den Frühstückskaffee hinschob mit einem gestrichenen Fettbrot, so war dieses das erste Lächeln des Tages. Danach musste ich das Futter für die Truthühner und die Legehennen vorrichten und sehr viel Brot schneiden. Dann kam das Fressen für den grossen Hofhund und die Schweine. Als diese versorgt waren, half ich in der Bäckerei. Mit einem Scherzwort warfen mir die Bäcker vom ersten Backblech zwei warme Hörnchen zu, während ich mir die weisse Schürze umband. Nach dem Mittagessen beaufsichtigte ich die Enkelin beim Klavierüben und half dann wieder in der Backstube oder im Laden. Ich hätte um 16 Uhr schon ins Lager zurückgehn können, aber ich suchte mir bis zum Abend eine Arbeit, so sehr hing ich an dem alten breiten Backofen, an dem seitlich hohe Treppen hinaufliefen. Meist setzte ich mich dann

auf eine der höchsten und liess mich von der aufsteigenden Flut der Wärme und des guten Brotgeruches einhüllen. An Sonntagen besuchte mich Robert und Erika, dann sass ich auch mit ihnen hinter dem Backofen und wir erzählten lange. Die Kinder waren glücklich, mich hier im Frieden eines so guten Hauses zu wissen. Im Lager waren die Sonntage doppelt so grau und schwer. Bloss der Kummer um meinen Mann, der mir unerreichbar war, bedrückte mich in dieser sonst so sorgloseren Zeit. Doch, wie alles im Lagerleben, hatte auch dieser gute Zustand bald ein Ende. Eines Abends war ich gerade zum Essenfassen in die Lagerküche gekommen, Topf und Schüssel in der Hand, klinkte gerade die Tür mit der zweiten Hand zu und nahm deshalb die zwei Brotschnitten zwischen die Zähne, als ein kriegsgefangener Soldat, flankiert von zwei anderen mit dem leeren grossen Essenskessel im gleichen Augenblick eintrat. Und da geschah das für mich Überraschende, dass er vorschneelte und mir das Brot aus den Zähnen riss. Ich hätte es ihm auch so gerne gegeben. Sein Hunger musste gewiss unenschlich gewesen sein, weil er es sofort herunterschlang. Ich floh nach meiner Baracke und dachte traurig an meinen Mann, dem ich so gar nicht helfen konnte.

In der Baracke aber kochte es vor Unruhe. In Gruppen standen die Frauen beisammen, es musste irgend eine aufregende Nachricht kursieren. Und es war auch so. Der Befehl war gegeben worden, morgen um 5 Uhr nach dem Wecken anzutreten, keiner wusste um was es ging, aber alle hofften, jetzt, eine Woche vor Weihnachten, entlassen zu werden. Meine Schicksalsgenossinnen aus Orlau schnürten schon ihre Bündel, bloss die Decke liessen sie sich noch zum schlafen draussen. Ich zuckte die Achsel gleichmütig, schon zu oft waren wir von solchen Nachrichten aufgeputscht worden! Man würde ja sehen.... Damit kroch ich auf meine Pritsche, schlüpfte in den Schlafsack und verweilte in Gedanken bei dem zuvor Erlebten. Um den Lärm nicht zu hören, der unten brodelte, deckte ich mich überdies mit meinem Mantel zu, den ich in diesen Monaten besonders liebte. Es war eine stumme und törichte Liebe zu seinem Fellkragen, der weich und warm war und in dem ich mein Gesicht vergrub. Er war das letzte Zeichen eines sorglosen Wohlstandes und wenn ich die Augen zum Schläfe schloss, begleitete er meine letzten wachen Gedanken. Sie waren meist ratlos und kindlich fromm: „Hilf uns lieber Gott, damit wir alle wieder vereint werden!“

Das Wecken morgens war immer böse. Es tat so weh, in diese Welt hineingestossen zu werden. Die zweistöckigen Pritschen, das harte Stroh, der schwarze Tag, der sich durch die Scheiben voller Eiskrusten drängte, alles war niederdrückend. Richtig, heute ist ja Appell! Revision oder gar Entlassung? 500 Frauen drängten sich auf dem Hof. Das Häuflein der Letzt-hinugekommenen, -das waren wir, -trat sich den Schlaf aus den steifen

Gliedern. Ich war diesmal besonders unausgeschlafen. Das Aufrufen begann. Es dauerte stundenlang. Der Aufgerufene hatte mit „hier“ zu antworten und die Hand zu heben. Wozu sie das wieder machten? Vielleicht, ob noch alle da waren? Sie hatten so ihre Methoden. Es war nicht zu hören, ob man an irgend Jemand eine Frage richtete. Als ich an die Reihe kam, machte ich einen Schritt nach vor, vertrat mich und stürzte der Länge nach hin. Lachend stand ich wieder auf und schrie etwas überlaut mein „hier“, zu den Umstehenden aber bemerkte ich noch immer munter: „vielleicht war das ein Zeichen, man kann das nie wissen!“ „Dazu muss man Ihren Optimismus haben,“ bemerkte eine Nebenstehende; ich hätte bestimmt gesagt, „Pech!“

Am Nachmittag rief man die Gruppe aus Orlau zum Verhör. Es ging alles sehr schnell. Der Inspektor war schon müde, meine Vorgängerinnen wurden nach belanglosen Sachen gefragt. Ich dachte nur an das grausam lange Warten und die Kälte. Mein Name fiel. Ich trat vor. Daten ect. Das Ablie- Theater, dachte ich verärgert, nichts wie Schikanen und mit so einem gesetzlichen Mäntelchen verbrämt. Und dann sagte ich und meine eigenen Worte klangen, mir ganz fremd im Ohr-, „wozu das alles! Ich bin es satt, lassen Sie es genug sein mit dem gewalttätigen Spiel! Sie wissen doch ganz genau, dass ich nichts begangen habe!“ Der Richter sah auf. Ich blickte ihn furchtlos an. Mir war ohnedies alles egal, ich würde nie frei kommen. Warum sollte es denn gerade mir besser gehn als Hunderten vor und hinter mir? Der Richter schaute noch einmal in seine Akten. Dann sagte er: „Ich würde Ihnen raten, nicht nach Hause zu gehn, sondern lieber in die Berge.“ Nun verhöhnt er mich auch noch dazu, dachte ich grimmig. Aber ich nickte mechanisch mit dem Kopf. Nicht zeigen, wie weh der Hohn tut. Nur nichts anmerken lassen und nichts mehr antworten, sagte ich heimlich zu mir. Darauf stellte ich mich in die Reihe zurück. Aber, ob diese Beherrschung  $\frac{1}{2}$  zuviel für meine angespannten Nerven gewesen war, ich konnte nicht verhindern, dass mir die Tränen aus den Augen schossen und über die Wangen liefen. Der Richter sah noch einmal auf und mir schien durch die Tränen hindurch, dass er mir zunickte.

Als wir unser Abendessen geholt hatten, würgte mich die Aufregung des Erlebten so sehr, dass ich nur allein sein wollte. Allein in einem Barackenzimmer mit mehr als 50 Frauen! Kann ein Gefangener denn jemals allein sein in einem steten Lärm, der heute dreifach stark von allen Pritschen kam? Die Gerüchte schwirrten in der Luft, dass wohl alle entlassen würden, weil man noch Keiner etwas gesagt hätte. Dann mutmasten sie, dass nur Frauen mit kleinen Kindern zur Entlassung kämen oder nur Einfällige und Greisinnen? Nichts wollte ich hören, gar nichts mehr.

Ich schwang mich auf mein hochgelegenes Bett ans Fenster und vergrub mich in den Pelzkragen. Törichte Flucht ins Unabänderliche, sagte ich zu mir. Da trat unser Wachposten ein. Er rief irgend einen Namen.

Mag er doch! Irgend Jemanden wird  
wird es schon angehn! Er ruft noch einmal. Erst bis man mich rüttelt,  
merke ich, dass ich gemeint bin.,, was ich soll?" frage ich noch halb im  
Tran.,, Bündel packen, anzieh, ins Dienstzimmer kommen und Entlassungs-  
papiere holen!" Dann geht er wieder. Hinter ihm brandet das vielstimmige  
Geschrei hoch.

Als ich vor der Baracke und jenseits des Stacheldrahts stehe,  
greife ich eine Handvoll / schautzigen Schnees auf und drücke ihn gegen  
die Augen. Ich muss doch spüren, ob ich wache oder träume?

Und dann fuhr ich in die Berge.....

Nina Wostall.

Adresse: Nina Misselwitz (Pseudonym Nina Wostall)  
Feuerwehrheimstrasse 19  
8252 Bayrisch Gmain Bundesrepublik Deutschland